

S 694 [46,

[47, 497

G. A. HAGGENMACHER'S REISE

IM

SOMALI-LANDE

1874.

MIT EINER ORIGINALKARTE.

(ERGÄNZUNGSHFT N° 47 ZU PETERMANN'S „GEOGRAPHISCHEN MITTHEILUNGEN“.)

GOTHA: JUSTUS PERTHES.

1876.

опры под:
Somalia

Kat

INHALT.

	Seite		Seite
I. Reisebericht	1	Zeitrechnung	28
Reise von Berbera bis zur zweiten Gebirgskette	1	Gebäude	28
Reise vom Margo-Gebirge bis zur Somali-Hochebene	3	Nahrungsmittel und Kleidung	30
Reise auf der Hochebene bis Libaheli	5	Gesetze	31
Rückreise von Libaheli bis zum Gebirge Schilmale	10	IV. Ackerbau und Viehzucht	32
Vom Schilmale-Gebirge nach Berbera	13	Ausdehnung des kultivirten Landes	32
II. Physische Geographie des Landes	15	Grundbesitz-Verhältnisse	33
Begrenzung des Gebietes	15	Fruchtarten	33
Gebirge	16	Bestellungsweise und Ackergeräth	33
Hochebene	16	Viehzucht	33
Wasserscheide	16	V. Industrie und Handel	35
Ströme und Strombetten	16	Industrie	35
Geologische Skizze des Landes	18	Marktplätze, mit besonderer Berücksichtigung von Berbera und Bulahar	35
Quellen und Brunnen	18	Marktgesetze	36
Klima	18	Strassen- und Karawanen-Gesetze	37
Vegetation	19	Geld, Maass und Gewicht	38
Fauna	20	Hafenbewegung	39
III. Ethnographie und Ethnologie	25	Ausfuhrartikel	39
Die Volksstämme	25	Einfuhrartikel	40
Sprachliches	26	VI. Zur Geschichte der Somalis	41
Volkscharakter	27	Anh. I. Härär	43
Sittlichkeit	27	Anh. II. Witterungs-Verhältnisse von Berbera	44
Religion	27		

Karte:

Originalkarte von G. A. Hagenmacher's Reise im Somali-Lande. Von A. Petermann. Maassstab 1:1.000.000.



S. 694 [47]

I. Reisebericht.

Als ich gegen Ende des Jahres 1873 von Wien, wo ich bei der Ausstellung als Ägyptischer Kommissär fungirt hatte, nach Kairo zurückkehrte, entschloss ich mich, eine Reise durch das Somali-Land zu machen. Obwohl mir die Gefahren eines derartigen Unternehmens nur zu klar waren, führte ich diesen Vorsatz dennoch aus, in der Hoffnung, der Geographie ein neues Land zu erobern. Da gerade ein Ägyptischer Postdampfer mit Provisionen für das in Berbera stationirte Observations-Schiff abgehen sollte, so versäumte ich nicht, von dieser Gelegenheit Nutzen zu ziehen. Den 25. Dezember erreichten wir den Hafen, wo wir von den Freudensalven des Kriegsschiffes und dem Jubelgeschrei der Matrosen empfangen wurden.

Die Aussicht vom Schiffe auf die vor uns liegende Landschaft, mit einigen ärmlichen Hütten besäet und kahlen Gebirgen im Hintergrunde, rief keinen angenehmen Eindruck in mir hervor. Die weite, trockene und baumlose Ebene und die meist niedrigen, kurzen und stark zerklüfteten Gebirgszüge einerseits, so wie die primitive Konstruktion des Marktplatzes, der, so provisorisch aufgebaut, eher einem mehrtägigen Karawanenlager gleicht, andererseits, das monotone Wesen des Ganzen — das Alles giebt ein wenig anziehendes Bild. Die Eingeborenen, deren Ruf bekanntlich nicht der beste ist, begnügten sich, anstatt uns mit zahlreichem Besuche zu beehren, mit einer Betrachtung des Schiffes aus der Ferne. Als wir jedoch den folgenden Tag an's Land fuhren, konnte ich mich eines leisen Unbehagens nicht erwehren, wie wir von etlichen-Tausenden bis an die Zähne bewaffneter Eingeborener mit wilden Gesichtszügen bis in unser Zelt begleitet wurden.

Nach meinen Erkundigungen über die einzuschlagende Reiseroute kam ich zu dem Endergebniss, dass der Weg zum Wobi-Strome wohl der interessanteste sein dürfte und weniger Gefahren biete, wie alle übrigen. Die Eingeborenen versprachen, mir zu dieser Reise acht treue Begleiter mitzugeben, denen nicht allein der Weg genau bekannt sei, sondern die auch durch Verwandtschaftsbande vor allen Angriffen der übrigen Stämme gesichert wären. So lange unser Schiff im Hafen lag, wurde unser Aufenthalt durch keinerlei Excesse getrübt, doch kaum war es verschwunden,

Haggenmacher's Somali-Land.

so brachte uns jeder neue Tag Nachricht von Raub, Mord und Diebstählen; ja, in Berbera selbst brachen während meines zweimonatlichen Aufenthalts mehrmals blutige Strassenkämpfe aus, und sogar gegen Raduan Bey, den Kommandanten des Kriegsschiffes, wurden zu wiederholten Malen die Waffen gebraucht. Glücklicherweise war das Militär immer noch rechtzeitig angekommen, um die feindlichen Überfälle zurückzuschlagen. Diese Feindseligkeiten mehrten sich von Tag zu Tag, so dass selbst die Eingeborenen mir riethen, von dem Reiseprojekte abzustehen. Ein Theil meiner angeworbenen Begleiter zog sich zurück, theils aus Furcht, theils von Anderen dazu verleitet. Man bemerkte mir allerdings ganz richtig, dass ich nicht ohne grosse Opfer durch die Labyrinth von Stämmen reisen könne, aber ich wollte an der Pforte einer so interessanten, ganz unbekanntem Behausung eines wilden, fremdartigen Volkes nicht umkehren, ohne doch wenigstens einen Theil derselben durchforscht zu haben. Die Vorbereitungen zur Abreise wurden getroffen. Meine Begleitung und Dienerschaft bestand aus 32 Mann. Meine Provisionen, die Tücher, Glasperlen, Tabak und andere Tauschartikel waren auf 15 Kameelen verladen, und nach stundenlangem Abschiednehmen traten wir den Weg nach dem Inlande an.

Nach der Ansicht meiner Leute war es rathsam, die trockene, heisse Küstenlandschaft so schnell wie möglich zu durchheilen, weil die Lastthiere durch Klima und Futtermangel schnell entkräftet würden. So marschirten wir denn bis Sonnenuntergang. Dann hielten wir kurze Rast; die Lasten wurden unter die Dienerschaft vertheilt und in die kleine Karawane etwas mehr Ordnung gebracht. Mit Einbruch der Mitternacht brachen wir auf und erreichten 9 Uhr Morgens Baba, nach dem mächtigen Strombette benannt, an dessen waldigen Ufern wir lagerten. Hier machten mich meine Leute darauf aufmerksam, dass es nothwendig sei, mir Bart und Kopfhaar nach der Weise der Eingeborenen scheeren zu lassen. Zu dem Zwecke erbot sich ein Wodado (mohammedanischer Geistlicher); mit einer Art Schlächtermesser kratzte mir dieses Individuum die Haare vom Kopfe. Wohl fühlte ich, dass der Wodado auch die Haut nicht verschonte, denn das Blut lief mir

schon über Wangen und Stirne, doch musste ich aushalten, bis auch Bart und Schnurrbart bis auf die gesetzliche Länge geschoren waren, und ich dankte Gott, als der Coiffeur nach einem langen Seufzer mir das Ende der Operation anzeigte. Gegen Mittag wurden unsere Kameele wieder frisch beladen und wir erreichten mit Einbruch der Nacht den Fuss der ersten Gebirge, nach einem Marsche in südwestlicher Richtung. An diesem Platze wurde vor einigen Wochen eine Karawane mit 200 Kameelen geplündert von einer kleinen Räubergabila, die hier ganz in der Nähe wohnt. Es war daher auch für uns hier nicht der Platz, sorgloser Ruhe zu pflegen; kaum hatten die Kameele sich an dem spärlichen Futter etwas gestärkt, als wir noch in der Nacht den Weg fortsetzten. Mit Tagesanbruch verliessen uns die Isa Musa ¹⁾, die uns begleitet hatten, und wünschten uns gute Reise. Der Charakter der Landschaft, in der wir uns vorwärts bewegten, bot nicht mehr das monotone Bild von gestern. Unser Weg zwängte sich durch tiefe Bergschluchten, deren Sohle wenigstens etwas Vegetation, vereinzelte Baumgruppen, aufweist; in dem Schatten der Bäume zeigten sich Gazellen, Antilopen und eine Menge lärmender Perlhühner. Wir überschritten mehrere mächtige Strombetten, die stellenweis von kolossalen Baumstämmen, Felsblöcken und Geröll eingedämmt waren. Gegen Mittag kam uns Hersi Sultan, der Häuptling der Habar Junis, entgegen. Er ist ein Mann von mittlerer Grösse, mager und mit markirten Gesichtszügen, spricht leise und hat ein nachlässig ruhiges Benehmen. Nach der gewöhnlichen Begrüssung machte er mir den Vorschlag, der Karawane voranzureiten, um vor Mittag an den Ort unserer Bestimmung zu kommen. Nach etwa einstündigem Ritt erreichten wir Derigololo, eine kleine, spärlich bewachsene Ebene in einem Bergkessel; links und rechts neben uns waren die Arme des Strombettes Agg Morodi (Elephantenfährte), und über uns erheben sich hohe, kahle Gebirgsstöcke ²⁾.

Hersi Sultan fragte mich vor Allem, ob ich ihm etwas schenken würde, was ich bejahte; hierauf ertheilte er mir folgenden Rath: „Du hast, wie ich sah, Leute aus dem Stamme der Bahauadla bei dir, mit welchen du niemals nach Ogadän gehen kannst; die sämtlichen Leute der Ayal Achmet solltest du entlassen, denn sie bringen durch ihre bösen Zungen stets Unglück; du musst, wenn du an der

Grenze von Ogadän angekommen bist, die Bahauadla entlassen und deinen Weg zu den Rer Ali oder Rer Harun nehmen, du wirst sehen, dass diess für dich der einzig mögliche Weg ist.“ Das war freilich ein ganz anderer Bericht, als der mir in Berbera gemachte, und wie Schuppen fiel es mir nun von den Augen; was ich theilweis schon längst vermuthet hatte, bestätigte sich jetzt. Als ich von Berbera fortging, verlangten die Ayal Achmet eine Bescheinigung, dass ich die Küste in guter Gesundheit verlassen hätte. Von diesem Augenblicke an fiel es mir auch auf, dass sich die fünf Bahauadla aus Ogadän öfter im Geheimen beriethen und Boten nach Berbera und Ogadän absandten.

Während wir uns noch besprachen, kam die Karawane an. Hersi Sultan versprach, gegen Abend zu mir zu kommen, und da wir hier Weide fanden, entschlossen wir uns, den ausgehungerten Thieren etwas Ruhe und Futter zu gönnen. Im Verlaufe des Nachmittags kam Abdi Heri, einer der Ogadän-Leute, und beklagte sich, dass ihm von einem meiner Diener der Silberschmuck seiner Frau gestohlen sei; da jedoch bei dem Diener nichts gefunden werden konnte und derselbe seine Unschuld betheuerte, so beschloss man, ein Feuergericht anzuwenden. Fast sämtliche Leute der Karawane waren zum nahen Wasserplatz gegangen, als die junge Frau des Abdi Heri zu mir kam und mich bat, ihr einen Silberschmuck zu verkaufen. Sonst nicht gewohnt, schönen Damen eine Bitte abzuschlagen, musste ich doch diessmal eine Ausnahme machen; ich wollte meine Schmucksachen nicht auspacken, um mich nicht weiteren ähnlichen Anforderungen auszusetzen. Die Frau erzählte, sie wolle ihrem Manne nicht nach Ogadän folgen, da es dort weder Reis und Datteln, noch irgend ein Kleidungs mittel gebe, und ich begann zu begreifen, dass der Diebstahl nur ein Vorwand der schlaun Somali-Schönen sei, um von ihrem Manne frei zu werden. Ich erfuhr weiter, dass Abdi Heri vor zehn Jahren ihre ältere Schwester geheirathet hätte, die ihm, als er sie mit nach Ogadän nehmen wollte, von Hersi Sultan geraubt wurde. Mit vieler Mühe und nur durch ein grosses Hochzeitsgeschenk erhielt er dann die jüngere Schwester seiner ersten Gemahlin zur Frau; um aber dem alten Abdi nicht nach Ogadän folgen zu müssen, hatte dieselbe Sendboten an ihre ritterlichen Verwandten geschickt, um sich von ihnen aus den Händen ihres Mannes befreien zu lassen. Als nun Hersi Sultan am Abend wieder kam, erzählte ich ihm den Vorfall, über den er herzlich zu lachen begann; er gestand mir, dass er auch diese missvergnügte Gattin ihrem Abdi entführen würde.

Ich bestieg den Berg von Deringololo, fand dort aber nur eine Aussicht auf den Kessel, in dem wir lagerten,

¹⁾ Der Stamm der Isa Musa, ein Zweigstamm der Habar Aul, bewohnt den Küstenstrich zwischen Berbera und Bulahar bis zum Fusse der zweiten Gebirgskette des Innern.

²⁾ Die Angaben dieses Satzes stimmen nicht genau mit der Darstellung auf der Karte, welche letztere hier in Gotha ausgearbeitet worden und von Haggenmacher revidirt ist. Die Angabe des Textes konnte einer weiteren Revision nicht unterworfen werden, da der Reisende inzwischen verstorben ist; es sind deshalb beide Darstellungen beibehalten worden.

und auf die zwischen den beiden Gebirgsketten liegende Ebene.

Den folgenden Tag erreichten wir gegen Mittag den Chor Habeer Ween, der von Mandeyra kommt und sich in den Agg Morodi ergießt. Hier lebten wir Alle wieder neu auf; Gesicht, Gehör und Geruch schwelgten gleichzeitig inmitten der reichen Vegetation, die von Millionen von Vögeln aller Art belebt war. Eine Unzahl von wilden Hühnern zeigte sich im Schatten des mächtigen Pflanzenwuchses. Trotz dieses angenehmen Wechsels der Natur, der mich im höchsten Grade fesselte, fehlte es auch hier nicht an Schattenseiten: das Wasser, mit welchem wir uns zur Weiterreise versorgen mussten, war kaum trinkbar. Aber wer durstig ist, ist freilich nicht wählerisch. Überhaupt ist das Tiefland sehr arm an süßem Trinkwasser, und die wenigen wirklich süßen Quellen werden von den Eingeborenen, wie der Nil von den Ägyptern, hoch geschätzt. So z. B. wird das Wasser von Deregodli (etwa 11 Stunden südlich von Berbera) auf den Markt von Berbera gebracht und der Becher zu $\frac{1}{4}$ Ana verkauft. Der Platz, an dem wir lagerten, wurde allmählich immer belebter; ich sah Eingeborene von allen Richtungen zu unserm friedlichen Lager strömen, doch dachte ich, dass die Ehre der vielen Besucher dem Hersi Sultan und nicht mir gelte, als plötzlich meine Einsamkeit durch die Erscheinung dieses Nomadenfürsten gestört wurde, der in der Gesellschaft einiger lebhaften, sehnig gelenkigen Gestalten bei mir eintrat. Die Neuangekommenen entwickelten grosse Zungenfertigkeit, um sich mir vorzustellen und ein Geschenk aus mir herauszupressen. Mit einigen Datteln brachte ich den Redefluss in's Stocken, alle weiteren Bitten konnte ich nur durch schleunigen Aufbruch verhindern.

Kaum hatten wir den schönen Chor von Habeer verlassen, so traten wir in eine wüste Ebene, die von wenigen einzeln stehenden Hügeln begrenzt war. Die Vegetation bestand aus spärlichem, kleinem Dornestrüpp, jedoch machte ich eine ziemlich reiche Ausbeute an Käfern und Insekten. Das Käfersammeln schien die Eingeborenen nicht genügend zu amüsieren, denn sie eilten der Karawane voraus und liessen mich allein zurück. Erst mit Einbruch der Nacht holte ich die Karawane wieder ein, die eben im Begriff war, Lager zu machen, als einer unserer Begleiter behauptete, in kleiner Entfernung einen Weideplatz zu kennen, den wir dann auch nach viertelstündigem Marsche erreichten. Dieser Ort, Hog genannt und am Fusse der zweiten Gebirgskette des Innern gelegen, bot allerdings reichliches Futter, so dass wir auch den folgenden Tag hier zu verweilen beschlossen. Die Gegend ist reich an Euphorbien und *Asclepias*-Gattungen. Von starken Regengüssen ist das Terrain mannigfach zerklüftet; ein Netz von Strom-

betten, deren Ufer reichlich beschattet sind, giebt diesem Landstriche ein angenehm lebhaftes Bild. Im Südosten erhebt sich der Gebirgsknoten der zweiten Kette, der Gan Libah, zu nebelgrauer Höhe.

Als ich in das Lager zurückkehrte, das ich früh Morgens verlassen hatte, sah ich zu meiner nicht geringen Überraschung etliche 30 Reiter in der Nähe meiner Hütte aufgestellt, und bemerkte zugleich, dass die Hütte des Abdi Heri in aller Eile abgetragen und der Inhalt an Krügen und Gefässen aller Art, eben so die Matten, auf die Pferde vertheilt wurden. Ein kräftiger Jüngling bemächtigte sich der Frau. Da hilft kein Widerstreben, sie wird auf's Pferd genommen und im Nu ist die ganze Gesellschaft auf ihren schnellen Rossen verschwunden. Der alte Abdi Heri sass während des ganzen Vorgangs zusammengekauert hinter einem Baume und machte seinem Unwillen in leisen Flüchen Luft, und erst als der Reitertrupp schon lange nicht mehr sichtbar war, kroch der gedemüthigte Stroh Wittwer aus seinem Versteck hervor. Durch diesen Vorfall wurde jedoch nun unser Lagerplatz den in der Nachbarschaft sich aufhaltenden Beduinen bekannt, und schon am Nachmittage hatten wir nahezu 200 bewaffnete Gäste, die auf meine Gastfreundschaft Anspruch machten.

Am folgenden Morgen brachen wir gegen 2 Stunden vor Sonnenaufgang auf. Der Weg führt über das Margo-Gebirge, einen nicht sehr hohen Ausläufer des Gan Libah; er ist nicht sehr steinig und daher für Kameele leicht gangbar. Freilich verzögerte die wengleich nicht sehr beschwerliche Steigung doch öfters den Schritt der Thiere, und die Lasten mussten zu wiederholten Malen frisch gebunden werden. Unterwegs kamen wir an einem mächtigen Feigenbaum vorbei, in dessen Stamm die Kameel-Marken von verschiedenen Gabilas eingeschnitten waren. Meine Leute versäumten nicht, die Zeichen zu mustern und je nach der Richtung der Marken zu bestimmen, wohin der eine oder andere Stamm sich gewandt habe. Diese primitive Schreibmethode konnte also von meinen Leuten gelesen und verstanden werden; ich begann mir diese Marken zu sammeln und fand deren viele von ganz himyaritischer Form.

Auf der Höhe des Margo-Gebirges angelangt, hatte ich einen herrlichen Blick auf die vor uns liegende reiche Gegend und das hübsche romantische Thälchen zu unseren Füßen, das von zwei Armen eines kleinen von Degaya Bor kommenden Stromes durchflossen wird. Plötzlich wurde ich hier von einer so heftigen Cholérine überfallen, dass ich mich auf dem Platze etwa eine halbe Stunde in die Sonne legen musste. Sobald der erste Schmerz nachgelassen, beeilte ich mich, meine Leute so schnell als möglich wieder einzuholen. In dem Thale fand ich klares fliessendes Wasser, an dessen Ufern eine grosse Pferdeheerde weidete. Auf der

Höhe von Boramo, welche die beiden Arme des Flusses trennt, machten wir Halt. Während meine Leute mit der Zubereitung des frugalen Mittagmahles beschäftigt waren, durchstreifte ich die Ufer der beiden Bäche und kehrte nach zweistündigem Marsch mit einigen Vögeln, seltenen Pflanzen und zahlreichen Insekten zurück. Die Aussicht von unserm Lagerplatze war nicht lohnend, das Assa-Gebirge benahm uns die Aussicht auf Gan Libah. Das vor uns liegende Terrain war eine mit dichtem Gestrüpp bewachsene, von trostlosen kahlen Anhöhen begrenzte Ebene. Von all' den schönen Gegenden, die uns die Eingeborenen in Berbera so leidenschaftlich geschildert, konnte ich hier nichts entdecken; nur die Ufer der Strombetten, die wir überschritten, ein schmaler Saum von je etwa 100 Schritt, sind mit tropischer Vegetation bekränzt, deren Schatten uns oft zu Gaste lud. Allen Reiz darf man übrigens den Somali-Landschaften nicht absprechen, und man muss bedenken, dass ich das Land kurz vor Beginn der Regenzeit, also zur Zeit der grössten Armuth, sah. Ein kleiner Regen wirkt Wunder; die einigermaassen fette Thonerde hält die Feuchtigkeit lange und sichert das Gedeihen der Weide.

Der Weg von Boramo bietet also dem Beobachter wenig Interessantes; ich eilte der Karawane voran und erwartete sie am Strombette des Syk, wo wieder ein gigantischer Feigenbaum die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Ich erlaubte mir den Spass, meinen Namen in Arabischen Lettern darin zu verewigen. Das Wasser des Syk hat einen schwachen Salzgeschmack, während das Wasser des ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde südlich liegenden Chor Dereley ungemein süß und angenehm schmeckt. Als wir in dem schönen Dereley-Thale ankamen, wurde ich benachrichtigt, dass wir von hier bis zu dem etwa fünf Tagereisen entfernten Dob Weena, beinahe an der Grenze des Landes der Habar Junis, kein Wasser mehr finden würden. So machten wir hier denn einen Halt. Eine verlassene Seriba, die wir sogleich bezogen, gewährte uns hinlänglichen Schutz vor wilden Thieren, deren Vorhandensein viele Fussspuren anzeigten. Der Rest des Tages war der Jagd gewidmet, doch war mir das Waidmannsglück nicht hold; ich schoss nur zwei Perlhühner, die ich aber, als ich den Ekel der Eingeborenen vor diesen Thieren bemerkte, wegwerfen musste. Bei meiner Rückkehr in die Seriba fand ich einen meiner Leute verwundet; es war während meiner Abwesenheit ein Streit ausgebrochen, und der Störenfried erhielt eine kleine Lehre für die Zukunft. Dabei fiel mir auf, dass die Seriba ganz menschenleer war, und auf die Frage, wo die Leute wären, erhielt ich die lakonische Antwort: Sie halten Rath. In der irrigen Meinung, das angefangene Wortgefecht werde wie gewöhnlich schlimme Folgen nach sich ziehen, liess ich einen meiner Leute rufen, der mir mittheilte, dass Förin Aman,

einer meiner Begleiter, den Antrag gestellt, mich hier umzubringen und mein Eigenthum zu theilen, da keine Hirten-Niederlassungen in der Nähe seien. Noch war man, wie ich sah, zu keiner Entscheidung gekommen, denn die Discussion wurde immer heftiger, was mich hoffen liess, es werde Opposition gemacht; aber die Verhandlung drehte sich nur noch um die gleichmässige Vertheilung meiner Sachen. Ich sandte deshalb den Diener an zwei der einflussreichsten Personen meiner Begleitung und liess sie heimlich bitten, das Vorhaben zu hintertreiben, für welchen Dienst ich sie später ausserordentlich belohnen zu wollen versprach. Mein Blick verfolgte den Diener bis zum Orte seiner Bestimmung; der lange Zwischenraum bis zu seiner Rückkehr wurde mir zur Ewigkeit. Das peinliche Schweben zwischen Angst und Hoffnung ward mir unerträglich, und ich liess ein Maulthier mit dem Allernothwendigsten zum Aufbruch fertig machen. Die Sterne funkelten schon, und der Mond warf ein schwaches, ungewisses Licht auf unser unheimliches Lager. Ein schwacher, aber eisiger Wind wehte durch die Äste der Bäume, und das gesattelte Maulthier zitterte vor Kälte. Ich liess das Thier durch eine Lücke der Seriba in den fast undurchdringlichen Wald am Stromufer bringen; auch ich folgte dahin und erwartete in diesem Versteck das Ende der Berathung. Endlich schien man zu einem Entschluss gekommen zu sein. Mein Bote kam mit der Antwort zurück, dass ich weder für mich, noch für meine Waaren etwas zu fürchten habe, da Alle den Eid der Treue abgelegt hätten. Da ich jedoch den Werth eines Treuschwures der Eingeborenen aus anderen Fällen mehr als genügend kannte, so klang mir diese Nachricht höchst ironisch. Erst als ich von meinem Versteck aus bemerkte, dass Alles seinen gewöhnlichen Gang ging, und dass man wie gewöhnlich die Wachtfeuer anzündete, vertauschte ich meinen finstern Zufluchtsort mit meiner Reisehütte.

Die Umgebung des Dereley ist ein prächtiger Ort für den Sammler; das schattige Ufer beherbergt viele Insekten und seltene Pflanzen. Daher entschädigte mich eine Exkursion, die ich am folgenden Tage längs des Strombettes unternahm, reichlich für die schlaflose Nacht. Die gestrige Debatte schien ganz vergessen zu sein, nur die Bahauadla aus Ogaḍen benahmen sich nicht wie früher; es entging mir nicht, dass sie sowohl auf dem Marsche wie im Lager stets eine abgesonderte Gesellschaft bildeten, und ich überzeugte mich von Tag zu Tag mehr von der Wahrheit der Worte Hersi Sultans. Endlich waren alle Vorbereitungen zur Weiterreise in eine wasserlose Gegend getroffen, und ich war herzlich froh, in der Reise wieder Zerstreung zu finden.

Wir überschritten den mächtigen Chor Omen, der von Nordwesten kommend einen Bogen gegen Süden beschreibt

und am Fusse des Gan Libah vorbei in das Tiefland stürzt, wo er sich mit dem Syk-Strome verbindet ¹⁾. Von hier aus konnte ich theilweis den Gan Libah übersehen; ich sage theilweis, weil die westliche Partie dieses Bergriesen noch zumeist durch die Berggruppe des Assa verdeckt wurde. Der sich nach Südwesten ziehende Gebirgszug, der in den Schilmale-Bergen, als den letzten bedeutenderen Höhen, sein Ende nimmt, weist nur zwei bedeutende Höhen auf, Moirassar und Dulmegag, während die Berge Dudubo, Senamode und Nur Gur nicht leicht zu erkennen sind. Die abgelöste Gebirgsgruppe des Schilmale ist geographisch als Wasserscheide von Bedeutung und bildet zeitweis die Grenze zwischen den beiden Bruderstämmen der Habar Gerhagis, den Habar Junis und Aya Degela. Wasserarm, sehr steinig, mit dornigem Gestrüpp bewachsen, ist das Schilmale-Gebirge ein spärlicher Weideplatz für Schafe und Ziegen. Unser Weg wurde von vielen Fussspuren gekreuzt, die auf zahlreich vorhandenes Wild hindeuteten. Löwen und Leoparden machten die Weideplätze höchst unsicher und wir hörten des Nachts in der Ebene am Schilmale und im Ausgange des Onunuf-Thales, wo wir Lager schlugen, die gleich dem Donner rollenden Stimmen der heisshungrigen Bestien, so dass wir für gut fanden, die ungebetenen Ruhestörer durch einige Flintenschüsse etwas einzuschüchtern. Der Boden des Hochlandes ist ganz verschieden von demjenigen des Tieflandes; während letzterer schwarz oder grau und ziemlich sandig ist, ist ersterer ein fetter ockerrother Thon, der seine Farbe auch den Kleidern mittheilt. Auf meiner Arabischen Gellabia sind schon die verschiedenen Nüancen des Tief- und Hochlandbodens abgeprägt, und mein Diener giebt sich vergebens Mühe, den Stoff wieder weiss zu waschen. Um bessere Weide zu erreichen, brachen wir einige Stunden vor Sonnenaufgang auf, doch änderte sich der Charakter der Landschaft nicht zu unserem Vortheil, denn als wir etwa um neun Uhr Morgens in der Seriba des Achmet Sultan, eines verstorbenen Bruders von Hersi Sultan, Halt machten, befanden wir uns auf einem dicht mit Kalkgeröll besäeten Terrain. In der Besorgniss, von den benachbarten Hirten wieder überlaufen zu werden, beschloßen wir, die Söhne des Achmet Sultan in Gubedli, eine kleine Stunde von ihrer Wohnung, zu empfangen. Zu unserer Linken ist ein niedriger und kurzer Bergrücken, der Doboyn. In der Hoffnung, auf der Höhe von Doboyn über die nördlich liegende Landschaft genauere Aufschlüsse zu erhalten, bestieg ich den Berg und fand eine Unzahl von Holzversteinerungen, an denen die Jahresringe noch deutlich sichtbar waren. Die Aussicht von der Höhe des Ber-

¹⁾ Diese Darstellung des Chor Omen steht mit den Angaben der Karte nicht im Einklang; aus denselben Gründen, wie oben (S. 2), sind auch hier beide Darstellungen beibehalten worden.

ges war jedoch keine lohnende; ich überblickte deutlich das Onunuf-Thal, das ich später genauer kennen lernte. Mit Versteinerungen beladen, kehrte ich in's Lager zurück, wo mir angezeigt wurde, dass die Söhne des Achmet Sultan mich mit 3 Schafen beschenkt hätten: Geschenke, die man nicht nur annehmen, sondern auch theuer bezahlen muss. Am Nachmittag brach auf's neue Streit unter meinen Leuten aus, doch gelang es mir noch rechtzeitig, die empörten Gemüther zur Ruhe zu bringen.

Die Fortsetzung der Doboyn-Strasse ist immer gleich trostlos, bis wir den letzten Hügelrücken, Dobokerin Adad, bestiegen, das Hed' Hed'-Thälchen durchwandert hatten und in die romantische, fast undurchdringliche Wildniss von Gansah eindringen.

In Gansah beginnt die eigentliche Somali-Hochebene, die sich von hier bis etwa zum 5° N. Br. ausdehnt. Die Bodenbeschaffenheit derselben gleicht der des Sudan: stellenweis reiche Vegetation, leicht kulturfähig für die Bedürfnisse des Landes, aber während der Sommerzeit heiss und wasserarm. Aber statt der schwarzen Farbe, die dem Humus im Sudan eigen ist, fanden wir hier eine ockerrothe fette Thonerde, die selbst die grösste Trockenheit nicht zu zerklüften vermag. Nach der Aussage der Eingeborenen herrschen auch hier, obschon nicht so heftig, während der Regenzeit gefährliche Fieber, deren Entstehung die Landeskinder den Milliarden von Moskitos zuschreiben. Trotz langen Suchens konnten wir doch in Gansah kein sicheres Nachtquartier finden, wir lagerten daher etwas spät an einem einigermaassen entholzten Platze.

Die Nacht ging ohne Unfall vorbei, denn der Wodado, der mich s. Z. rasirte, hat die wilden Thiere durch das Herunterlesen einer gewissen Sura des Korans aus unserer Nähe verbannt. Wie glücklich bin ich, solche Wundermänner bei mir zu haben, die Schutz- und Trutzmittelchen gegen alle Feinde besitzen!

Die kühle Morgenluft weckte uns bald aus dem Schlummer. Das Beladen der Kameele ging heute rascher vor sich denn je, und wie ich zu bemerken glaubte, mit etwas mehr Präcision. Der Weg ist mit Dorngestrüpp ganz verwachsen, so dass wir uns oft mit den Äxten denselben bahnen mussten. Meine ausgehungerten Kameele weideten während des Marsches; die schattige Waldung ist reich an Futter und beherbergt eine Anzahl von Wild. Wir sahen zu wiederholten Malen Heerden von Antilopen, Gazellen, Agaseene, und sogar einige flüchtige Zebras, auf die ich eine Kugel absandte, weckten meinen Jagdeifer. Aber konnte ich kaum durch den, von den Karawanen gebahnten Weg kommen, so wurde mir's doppelt schwer, mich dem zahlreichen Wild geräuschlos anzuschleichen.

Nach einem starken Marsche hielten wir in Dob Weena

das zu Gansah gehört, Mittagsruhe, die ich zur Revision meiner Kleidung benutzte. Meine primitive Toilette war durch diese Waldpartie fast unbrauchbar geworden. Von dem einen Ärmel des langen Hemdes waren nur noch Spuren vorhanden, in die Schösse waren recht- und spitzwinklige Dreiecke eingerissen, und mein schöner Turban war kaum mehr würdig, von einem Somali-Derwisch getragen zu werden. Auch die weissen Kalikot-Hosen waren in bestem Zuge, franzige Enden anzunehmen.

Der Weg, den wir Nachmittags fortsetzten, wurde immer lichter und gangbarer, bis wir endlich am Saume des Waldes angelangt, die unübersehbare Toyo-Ebene vor uns sahen. Kein Baum, kein Strauch war sichtbar, ein mit reichlichem, aber grobem Futter bewachsener Ocean, in den kaum die zahlreichen Kameel-Heerden und Nomaden-Niederlassungen einiges Leben zu bringen vermochten. Endlich waren wir an der Grenze des Gebietes der Habar Junis angelangt. Mit banger Ahnung betrachtete ich den südlichen Horizont. Gegen welche Hindernisse werde ich dort zu kämpfen haben; soll ich mich den Bahauadla ganz anvertrauen oder zwingen mich die Umstände, einen mir noch unbekanntem Weg nach dem Nil des Somali-Landes zu nehmen?

Unter solchen Gedanken erreichten wir eine kleine Seriba, in der wir uns niederliessen, und nun vor allem die für uns wichtige Wasserfrage erledigten.

Der Brunnen von Dob Weena liegt circa 8 Stunden von hier und ist während der trockenen Jahreszeit so stark besucht, dass man es ein Glück nennen muss, wenn man nach vierstündigem Warten zu seinem Ziele kommen kann. Wir zogen es deshalb vor, ein kleines Opfer zu bringen, indem ich dem Eigenthümer des Brunnens ein Geschenk offerirte; derselbe gab dann meinen Leuten einen Mann mit, und so machten wir unserer schon eingetretenen Wasser-noth ein Ende. Noch in der Nacht gingen sämmtliche Kameele an den Brunnen.

Nach einer etwas stürmischen Nacht, die uns ein erwünschtes Anzeichen zum nahen Regen zu sein schien, erschien des Morgens die Sonne, wie gewöhnlich, am unbewölkten Horizont; nun übersah ich deutlicher die ungeheure Ebene, auf der Tausende von Kameelen, Kühen und Schafen weideten. In dem kurzen Zeitraum einer halben Stunde hatten meine Begleiter bei den nächstliegenden Seribas eine Kameelstlast von Kameelmilch zusammengebracht, die mir damals gleich der vorzüglichsten Alpenmilch mundete.

Im Nu war es natürlich in ganz Toyo bekannt, dass ein Weisser angekommen sei, der grüne Augen habe und Gewehre und Feuerwaffen mit sich führe. Es war diess in Toyo noch nie geschehen, und eine Unzahl von Schau-

lustigen kam, mich zu begaffen; die etwas naive Damenwelt war dabei stark vertreten, doch blieb sie aus Furcht vor den Männern schüchtern in einer respectvollen Entfernung stehen.

Kaum hatten die Männer unsere Seriba verlassen, um zu ihren Heerden zurückzukehren, als sich die zahlreiche Frauenversammlung am Eingang meiner kleinen Hütte präsentirte. Einige wenige begnügten sich, mich erstaunt anzuglotzen und sich nach oberflächlicher Musterung kichernd zu entfernen, während die dreistern zu mir eintraten, mich an Kopf, Händen und Füßen betasteten und sich wunderten, dass meine zwar schon etwas bronzirte Haut so weiss sei. Damit aber noch nicht zufrieden, wird noch meine Brust einer anatomischen Prüfung unterworfen, und ich weiss nicht wie es weiter gegangen wäre, hätte ich nicht einige meiner Begleiter rufen lassen, die mich von dem höchst unangenehmen Besuch befreiten. Beim Weggehen liess ich ihnen sagen, wer mich zu sehen wünsche, müsse in Zukunft ein Schaf oder einen Schlauch mit Milch als Eintrittsgeld bezahlen. Unter lautem Gelächter nahmen sie ihren Heimweg.

Gegen die Leute von Rer Achmet Noh gingen jeden Tag neue Klagen ein, so dass ich mich genöthigt sah, dieselben zu entlassen, was natürlich eine aufrührerische Demonstration ihrerseits zur Folge hatte, bei welcher ich zwei meiner besten Kameele, mit Proviant und Tüchern beladen, einbüsste, aber aus Furcht vor ihren Intriguen gute Miene zum bösen Spiel machen musste. Bei diesem Anlass, wo ich während einiger Stunden barhaupt den Sonnenstrahlen ausgesetzt war, erhielt ich einen Sonnenstich, der mich ausser Stand setzte, mit den Leuten zu verkehren. Mein Diener Desta, ein Abyssinier, entzog mir nach der Weise seiner Heimath Blut im Genick, worauf ich gleich merkliche Erleichterung verspürte.

Am Abend erhielt ich Besuch von Hersi Aman, einem der mächtigsten Stammhäuptlinge der Habar Junis, den ich s. Z. in Berbera schon vor meiner Reise sprach und den ich damals, um ihn für mich zu gewinnen, reichlich beschenkt hatte. Hersi Aman ist ein korpulenter Mann, mit stechendem Blick, entschlossener Sprache und raschen Bewegungen. Er ist ein Verwandter von Hersi Sultan und hat sich durch persönlichen Muth zu seiner heutigen Macht emporgeschwungen. Er brachte mir zwei magere Schafe und kündigte mir seinen Besuch auf morgen an, wobei er bemerkte, dass mir, da er mein Freund sei, kein Haar dürfe gekrümmt werden. Ich hörte stillschweigend sein Eigenlob an, nur als er mir den Antrag stellte, mich mit einer Tochter seines Landes zu verheirathen, erlaubte ich mir eine negative Einwendung zu machen, indem ich ihm zu verstehen gab, dass eine Frau mir auf der Reise sehr hinderlich wäre.

Da unsere Seriba heute von zu vielen Besuchern belagert war, so entschloss ich mich, unsern Wasservorrath an der Grenze von Ogadën am Ende der Toyo-Ebene zu erwarten, wohin ich den folgenden Morgen nach mehrstündigem Marsche gelangte.

Wir begegneten Leuten aus dem Stamme der Tol Bahanta, die mich aufhielten und um ein Andenken baten. Die Hirten, an welchen wir vorbeingingen, verlangten Tabak und drohten in Worten und Geberden, wenn man ihrem Wunsche nicht willfahrtete.

Der Platz, an welchem wir lagerten, war ein guter Weideplatz, und lag ziemlich entfernt von den übrigen Weideplätzen. Wir sehen vor uns immer dieselbe unübersehbare Ebene, doch weit am südlichen Horizont ist etwas bewaldetes Terrain sichtbar. Dort, so berichten die Eingeborenen, werden wir den Tuk Fafan-Strom überschreiten, der während neun Monaten des Jahres fließt und sein Wasser dem Wobi zuführt; er verbindet sich bei Faf, eine Tagreise von Aul Yahen, mit dem Tuk Djerar, der in Eto östlich von Härär entspringen soll.

An diesem Tage gab sich meine Dienerin besonders Mühe, mir eine hübsche Hütte zu konstruieren, wahrscheinlich rechnete sie auf zahlreichen Besuch. Meine Leute trugen aus der Umgegend vom Wind verschleppte Dornen zusammen und bauten eine solide hübsche Hecke.

Die Leute von Habar Junis brachten 5 Kameelslasten Milch, wovon ich die Hälfte für die Weiterreise in Schläuchen reservierte. Die nach dem Brunnen abgegangenen Leute waren noch nicht zurück. Meine Begleiter, die mich bis an ihre Grenze gebracht hatten, verlangten von mir ausser dem unvermeidlichen Bakschisch noch einen Brief an Raduan Bey in Berbera, der sie von jeder Verantwortlichkeit entlasten sollte.

Meine Habe war theils durch die frühere unverschämte Bettelei, theils durch den Diebstahl der Ayal Achmet auf ein ganz unansehnliches Quantum heruntergeschmolzen, und ich sah mit Schrecken, dass ich unter diesen Verhältnissen nur mit grosser Sparsamkeit zum Wobi-Fluss gelangen konnte. Ich gab also den 6 Mann der Ayal Sugulla (vom Stamm der Habar Junis) eine Anweisung an Raduan Bey, die dieselben nach vielem Zögern endlich annahm, wobei sie mir versprachen, mich noch bis zum Tuk Fafan zu begleiten.

Dieser letzte Vorschlag gefiel mir, weil ich mich schon etwas an diese Begleitung gewöhnt hatte, und weil in mir immer grösseres Misstrauen gegen die Bahauadla aufstieg. Jedenfalls war es das Beste, mit diesen Letztern einmal in's Klare zu kommen und meine persönliche Sicherheit dadurch einigermaassen zu garantiren, dass ich mir von ihnen den Eid der Treue ablegen liess.

Vier von den Bahauadla kamen, der fünfte, der mir der Beste zu sein schien, war abwesend. Auf die Frage nach ihren letzten Bedingungen stellten sie mir Anforderungen für ihre Begleitung, die ich mit dem besten Willen nicht zu befriedigen vermochte. Den Treueschwur, den ich von ihnen verlangte, wollten sie nicht leisten, und ich bemerkte an einigen flüchtigen Bemerkungen, die sie unter sich machten, dass mein Argwohn nicht unbegründet sei. Da es mittlerweile schon Abend geworden war, entliess ich sie und sandte einen geheimen Boten an den Abwesenden, der ihn gegen Mitternacht in die Nähe unserer Seriba brachte. Bei meinem Weggehen trug ich Sorge, dass ich von Niemand gesehen oder gehört wurde, und so konnten wir uns ungestört sprechen. Nach langem Hin- und Herreden wurden wir darüber einig, dass er, am Ende seines Landes angelangt, für seinen Schutz von mir ausser den 20 Doll. die er schon erhalten, 2 Stück Kalikot, 2 Stück Cheili Mendeiri, 2 Stück Bengali-Haarnetze, 2 grosse Bernsteinstücke, 2 silberne Ringe, ein silbernes Ohrgehänge, 10 Pfd. Tabak und ein Lastkameel bekommen sollte; dagegen schwur er mir bei Gott und dem Koran, so wie bei der Verstossung seiner Frau Hadjidja, mich, meine Leute und meine Waaren unversehrt in das Gebiet der Aul Yahen, unmittelbar jenseit des Wobi, zu bringen, und keinem andern zu gestatten, ein Verlangen an mich zu stellen oder mich zu einer Gabe zu zwingen. Zugleich versprach er, falls ich beraubt werden sollte, mich und meine Diener gegen spätere Vergütung so lange zu ernähren, bis ich wieder Mittel erhalten würde; endlich verpflichtete er sich, im Falle meines Todes, meine Schriften nach Berbera zu bringen und durch sichere Gelegenheit nach Massaua zu spediren. Der Schwur, der diese Abmachungen enthielt, wurde von dem Manne wiederholt, durch Handschlag und durch Einstecken seiner Lanzen bekräftigt. Ich wies ihn an, seinen Genossen unsere Unterredung zu verheimlichen und den folgenden Morgen vor Tagesanbruch zur Abreise gegenwärtig zu sein. Nun musste ich vor allem erfahren, ob die erwähnte Hadjidja, auf deren Verstossung mein Mann geschworen hatte, auch wirklich seine Frau sei; in der Nacht noch zog ich Erkundigungen über seine Familienverhältnisse ein und erfuhr, dass Hadjidja schon zum dritten Male von ihrem geliebten Gatten auf diese Weise verstossen sei; dieselbe sei so alt und hässlich, dass er sie gern auf diese Weise los werden möchte. Am andern Morgen bemerkte ich draussen reges Leben. Das Wasser für die Weiterreise war endlich angekommen, und meine Leute schickten sich an, auf Befehl der Bahauadla die Kameele zu belasten. Die Sache mit den Bahauadla musste endlich in's Reine gebracht werden, und ich befahl meinen Leuten, die Kameele auf die Weide zu treiben. Doch als ich jene rufen liess, erhielt

ich die Antwort, dass die ganze Sippe sich zur Berathung entfernt habe, und ich harrete neugierig der Dinge, die da kommen sollten. Der mir so eben angemeldete Besuch des Hersi Aman war mir jetzt nicht unangenehm, denn ich dachte, dass er von meinen Schwierigkeiten gehört haben werde und mir nun behülflich sein wolle. Leider war der Zweck seines Besuches ein anderer: er wollte ein Gegengeschenk für seine Schafe haben und nahm mir also mit grosser Gemüthlichkeit meine einzige Europäische Axt weg.

Plötzlich klangen die Hufschläge eines galoppirenden Pferdes an unser Ohr; Mahmud Liban, einer meiner Begleiter von den Habar Junis, kam angesprengt und theilte mir mit, dass Abdi Heri's Boten von Berbera mit der Nachricht zurückgekommen seien, die Bahauadla in Berbera würden in kurzer Zeit diesen Markt verlassen und uns nachreisen; der Häuptling der Rer Harun (ebenfalls ein Stamm in Ogadēn) hätte 400 Mann aufgeboten, um den Bahauadla die Beute abzunehmen. Obwohl die Sonne schon im Zenith stand, pflegten unsere Bahauadla immer noch Rath; Gurrasa, der Mann, der mir vergangene Nacht den Eid der Treue abgelegt hatte, erzählte unsere gestrige Unterredung haarklein. Noch einen letzten Versuch wollte ich wagen und lud daher die Bahauadla zu einer Unterredung ein. Und wunderbarerweise waren die Bedingungen, die sie mir jetzt für ihre Begleitung stellten, ganz bescheiden; als ich sie aber zum Schwure aufforderte, machten sie Schwierigkeiten. „Was soll denn der Eid“, entgegnete der alte Abdi Heri, „jetzt bist Du auf unserem Boden und in unserer Gewalt; wir sind Somalis und werden Dich an den Ort Deiner Bestimmung bringen.“ Ich hatte keine Lust, jetzt schon an den Ort meiner einstigen Bestimmung zu kommen und erklärte ihnen, nicht mehr nach Ogadēn und an den Wobi gehen zu wollen, sondern jetzt meinen Reiseplan geändert zu haben, weshalb ich sie ersuchte, mich heute noch zu verlassen. „Wenn Du Dich und Deine Waaren“, wurde mir erwidert, „uns nicht auf diese Weise anvertrauen willst, wie hindert uns dann der Schwur daran, Dich durch Intriguen und durch Deine eigene Unkenntniss des Landes zum Untergange zu bringen und dann zu berauben? Wir verkaufen Dir so viel Ziegen und Schafe gegen theures Geld, bis Du nichts mehr hast, und wer wird Dich nachher ernähren? Wir kennen tausend Umwege, um Deinen Reiseplan zu vernichten!“ Aber mein Entschluss blieb fest, nicht mit den Bahauadla an den Wobi zu reisen; wenn die Nachricht über die Rer Harun sich bestätigen sollte, so blieb mir nichts übrig, als meinen Weg in's Galla-Land zu nehmen. Nun galt es vor allem, meine Begleiter von den Habar Junis, die zwar ihre Anweisung nach Berbera schon in der Tasche hatten, auf's Neue durch Versprechungen an mich zu ketten. Dicht

neben uns hatte eine Karawane der Rer Harun Halt gemacht, deren Führer der Sohn des Stammhäuptlings war, und den ich in Berbera mehrmals gesprochen hatte. Durch meine Leute erfuhr ich nun, dass dieser nämlich aus Neid gegen die Bahauadla eine Raubhorde von 300 Mann gegen unsere Karawane aufgeboten hatte; es ist selbstverständlich, dass wir dieser Übermacht unterlegen wären. Diesen Harun hatten sich 3 Wodados angeschlossen, die aus Mekka kamen, und die sich beständig in unserem Lager aufhielten, um Speise und Trank zu verlangen. Auf meine entschiedene Weigerung schwuren sie mir bittere Rache, zogen bettelnd von Seriba zu Seriba und wiegelten die ignorante und fanatische Bevölkerung gegen mich, den Ungläubigen auf; der Koran schreibe ja den Christenmord vor und verspreche dem Mörder den siebenten Himmel. Daher riethen mir selbst meine Begleiter aus den Habar Junis, diesen Platz möglichst schnell zu verlassen.

Es war Abend, schon war die versengende Macht der Sonnenstrahlen etwas gebrochen, als ich, durch einen Eingeborenen aufmerksam gemacht, am nördlichen Horizont einige Staubwolken aufsteigen sah. War das Wind? Oder ein Anzeichen des nahenden Regens? Ich konnte mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren; die Wolkenmassen wurden zahlreicher und grösser, bis ich endlich verschiedene Reitertrupps als die Urheber dieser Staubwolken erkannte; in gerader Linie steuerten die meisten unserem Lager zu, während andere Abtheilungen in südwestlicher Richtung über die Ebene flogen. Noch waren sie wohl 2 Kilometer von uns entfernt; im Nu hatten wir einen Theil unseres Wasservorrathes in die Hütte gebracht und unsere Waaren zu einer kleinen Barrikade gegen den anstürmenden Feind aufgeschichtet; die Hütte deckte uns den Rücken. Plötzlich kam mir der Gedanke an meine weidenden Kameele, doch wen soll ich nach denselben aussenden? Meine Begleitung und Dienerschaft war bis auf drei Mann entflohen, und die wilde Reiterschaar hatte sich schon am Eingange der Seriba postirt. Alles Wasser, das wir in der Eile nicht hatten in die Hütte bringen können, wurde weggenommen; einige gaben ihren Pferden zu trinken, andere füllten ihre Feldfläschchen, und die leeren Gefässe wurden auf den Pferden festgebunden; vor meinen Augen verschwanden Tabakpakete, Tücher, Glasperlen, Reis, Datteln u. s. f. Noch war jedoch die Barrikade nicht angegriffen. Diesem stürmischen Intermezzo wurde durch die Ankunft eines zweiten Reitertrupps, bei welchem wir Hersi Sultan entdeckten, ein Ende gemacht. Hersi Sultan sprang vom Pferde und zwang die frechen Eindringlinge, das gestohlene Gut zurückzugeben. Freilich gelangte kaum die Hälfte wieder in meinen Besitz. Wieder klirren die Waffen, stampfen die Hufe, und in sausendem Galopp schliessen sich

die Reiter den Truppen an, die sich südlich von unserm Lager gesammelt hatten. Eine Menge Fussvolk, Alle bis an die Zähne bewaffnet, strömten auf den Schauplatz; heute galt es, den Bruderstamm, die Aya Degela für ihre räuberischen Einfälle in fremdes Gebiet und für ihre blutigen Gräueltaten zu züchtigen. Nach kurzer Berathung löste sich die sämtliche Reiterei in verschiedene Abtheilungen auf, die alles dem Feinde gehörige Vieh von der Weide landeinwärts trieben, während das Fussvolk, eine ziemlich regelmässige Kette bildend, den heranziehenden Feind mit einer wohlgezielten Lanzensalve begrüßte. Die anfängliche Ordnung war jedoch von kurzer Dauer, bald waren die Kampflostigen im Handgemenge. Nach ungefähr einer halben Stunde kamen die ersten Verwundeten aus dem Gefechte an unserer Seriba vorüber, stolz auf die klaffenden Wunden. Die Aya Degela wichen. Aber immer neue Schaaren strömten von beiden Seiten herbei. Der Tag ging zu Ende; theils das abnehmende Licht, theils die Entfernung entzog unserm Auge den Anblick leidenschaftlicher Gräuel. Mit Sonnenuntergang erbot sich ein Knabe, gegen ein Trinkgeld nach den zerstreuten Kameelen zu sehen, die, von den entflohenen Hirten verlassen und von den Krieger herumgescheucht, wahrscheinlich noch theilweis in der Ebene umherirrten. Während der Kampf die ganze Aufmerksamkeit der Leute in Anspruch nahm, herrschte Ruhe und Friede in unserm Lager, doch kaum hatte die Sonne ihre letzten Strahlen versandt, als die Bahauadla, nun meine entschiedenen Gegner, sich mit drohender Geberde am Eingange unserer nothdürftigen Verschanzung zeigten, um von mir gewaltsam Geschenke zu erpressen. Die beiden Hähne meiner Doppelflinte waren gespannt, und meine drei Getreuen hatten, mein Beispiel nachahmend, jeder ein Gewehr ergriffen, und nach kurzem, aber heftigem Wortwechsel zogen jene vor, mein Lager zu verlassen, wobei ich jedoch den Angesehensten als Geisel zurückbehielt.

Selbstverständlich hatten wir für die bevorstehende Nacht alle möglichen Vorsichtsmaassregeln getroffen; während die grosse Mehrzahl des Volkes theils den Feind verfolgte, theils seine Habseligkeiten plünderte, mussten wir doch auf den möglichen Fall einer Wendung des Kriegsglückes vorbereitet sein, wobei nur schleunige Flucht gegen Osten uns vor sicherem Untergange hätte schützen können.

Ein Theil der verloren geglaubten Kameele hatte sich ohne Hirten eingefunden; der Rest wurde wenige Augenblicke später von dem abgesandten Knaben herbeigeschafft.

Durch vorbeiziehende Verwundete erfuhren wir den jeweiligen Verlauf des Kriegszuges. Die Habar Junis hatten viel Verwundete, doch auch ungemein reiche Beute. Man schätzte die Zahl des geraubten Viehes auf wenigstens 10.000 Kameele, was sich in der Folge bei der

Haggenmacher's Somali-Land.

Abzählung als wahr ergab. Von unseren Begleitern und Protektoren hatten 2 sich bei uns eingefunden, die uns riethen, vor Tagesanbruch unsere Seriba zu verlassen, um einige Stunden weiter östlich unser Lager zu schlagen. Unter den Verwundeten befand sich auch ein Sohn des Achmet Sultan, dessen Bekanntschaft wir bei Doboyn gemacht hatten. Er hatte einen tiefen Lanzenstich in die Bauchhöhle erhalten und konnte sich nur mit grosser Mühe auf seinem Pferde vorwärts bringen. Bei uns angekommen, bat er um Nachtquartier und Medizin; seine Haare hingen schlaff über seine entstellten Züge, er äusserte jedoch die Zuversicht, binnen Kurzem wieder hergestellt zu sein.

Für seinen Weitertransport liess ich ihn auf eine gegerbte Ochsenhaut legen und von einigen Männern in die noch ziemlich entfernte Seriba eines Verwandten tragen. Medizin konnte ich ihm nicht geben, weil man den voraussichtlichen, und nach einigen Tagen auch wirklich erfolgten Tod des Jünglings sicherlich meiner Medizin zugeschrieben hätte.

Noch vor Tagesanbruch waren die Kameele beladen, und wir verliessen den unheimlichen Ort, wo schon gierige Aasgeier ihr Zerstörungswerk an den Leichnamen begonnen hatten.

Der Tag brach über uns herein, als wir schon von Ferne eines bewaldeten Terrains ansichtig wurden. Überall trafen wir auf Züge von erobertem Vieh; das Volk war in der glücklichsten Stimmung. Für uns schien mir ein etwas entfernter und isolirter Lagerplatz mehr Ruhe und Sicherheit zu bieten, denn die wetterwendische Laune des Volkes war für uns keine Garantie, besonders in diesem Moment, wo ihr Appetit nach fremdem Eigenthum schon gereizt war.

So drangen wir in eine dicht bewachsene Stelle des Waldes ein, von der aus wir jedoch einen grossen Theil der Toyo-Ebene übersehen konnten. In der kurzen Zeit von höchstens einer Stunde hatten wir uns hinter einer guten Seriba verschanzt. Mehrere Frauen, die von Neugierde verleitet sich unserem Zug, der nun nur noch aus 4 Mann bestand, angeschlossen hatten, gingen uns bei unserer ländlich-sittlichen Hauseinrichtung dienstfertig an die Hand. Sie konstruirten mir diessmal eine grosse ganz solide Wohnung und amüsirten sich damit, schlechte Witze über meine Person zu machen.

Kaum hatte ich mein Bett und meine Apparate und Waffen in die Hütte gestellt und mir's darin etwas bequem gemacht, als die kichernden Frauen mit der Frage bei mir eintraten, ob sie mir Milch bringen sollten. Nachdem ich die Frage kurz bejaht hatte, wurde ich wieder einer anatomischen Inquisition unterworfen. Was den Damen entschieden missfiel, das waren meine grünen Augen,

Eine der Neugierigen erbot sich, als Dienerin an die Stelle der frühern zu treten, die mit den Bahauadla entlaufen war. Ich nahm sie an unter der Bedingung, dass sie sich einer Generalwaschung unterwerfe, was ich jedoch nicht zu Stande bringen konnte, denn sie behauptete, dass die schmutzige Kleidung mehr vor Kälte schütze als die gereinigte.

Mittlerweile hatte der Kampf zwischen den beiden Gabilas eine unglaubliche Ausdehnung genommen. Wie ein Lauffeuer drang die Nachricht vom heranrückenden Feind in die zerstreuten Niederlassungen der Aya Degela, die anstatt sich zur Gegenwehr zu stellen, ihre Heerden an sichern Plätzen unterbrachten, um dann mit vereinigter Macht den mächtigen Feind anzugreifen; aber Hersi Sultan hatte Sorge getragen, jeden spätern Angriff zu verhüten, indem er die wenigen Brunnen und Wasserplätze des Feindes durch starke Truppenabtheilungen besetzen liess, wodurch die Aya Degela gezwungen waren, dem Sieger Frieden anzubieten und zur Sicherheit Geiseln zu stellen.

Im Verlaufe des Tages, während ich nach kurzer Rast eine kleine Exkursion im Schatten des Waldes unternahm, hatten auch meine Begleiter mein Versteck ausfindig gemacht. Sie waren alle, obwohl durch den Raub reichlich entschädigt, doch sehr müde und hungrig.

Auch Hersi Sultan fand sich gegen Abend bei mir ein und erzählte mir in kurzen Worten den Hergang des Gefechtes, wobei er natürlich nicht ermangelte, seine eigenen Heldenthaten in das gebührende Licht zu stellen.

Mit Einbruch der Nacht hatten sich so ziemlich die meisten meiner Begleiter bei mir eingefunden, und ich versäumte nicht, mit denselben eine neue Reiseroute in Besprechung zu bringen; das Resultat der mehrstündigen Berathung war, dass der einzig wahrscheinlich mögliche Weg der nach Woro Humo in's Galla-Land sei. Zu dem Zweck standen mir 3 Wege offen, die aber theils durch den grossen Verlust der Aya Degela, theils wegen der schon sehr verspäteten Regenzeit gefährlich geworden waren.

Der eine Weg führt durch die Gebiete der Aya Degela, Somater Abdallah und Achmet Abdallah. Von hier konnten wir den Weg durch das Gebiet der Geri oder Bartera nehmen.

Etwas mehr Möglichkeit bot der Plan, das unbewohnte, aber ganz wasserlose Terrain südlich von Toyo in westlicher Richtung zu durchschreiten, um dann ganz plötzlich und unvermuthet zu den Bartera und Woro Humo zu kommen, aber auch da hatte ich die Raubzüge der Aya Degela zu befürchten, wenn ich nicht unbemerkt mich von hier fortschleichen konnte. Das war aber auch ein schweres Stück Arbeit; der Geschenke halber wurde mein Aufenthalt stets schnell bekannt.

Ein Versuch musste gewagt werden, und ich zog ohne Gepäck, nur mit etwas Wasser versehen und mit 2 Mann Begleitung nach Libaheli, das schon zu Ogaden gehört, wo aber auch Leute der Habar Junis ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Gerne hätte ich, dem Tuk Fafan entlang gehend, meine Reise gleich fortgesetzt und meine Kameele nachkommen lassen, die ich einem meiner Diener anvertraut und unter dem Schutze des Hersi Sultan zurückgelassen hatte. Meine beiden Begleiter weigerten sich jedoch von hier weiter zu gehen, weil, wie sie sagten, wir durch einzelne hier verheirathete Aya Degela sehr wahrscheinlich verrathen würden, und man in der sandigen Ebene nur zu leicht unsere Spur verfolgen könne.

Es blieb mir also keine andere Wahl, als den Rückweg wieder anzutreten, ärgerlich über mein Schicksal, das mich zur Umkehr zwingt. Gegen Mitternacht hatten wir unsere Seriba wieder erreicht, wo eben meine Leute damit beschäftigt waren, ein kurz vorher gefallenes Kameel fortzuschleppen. Am folgenden Morgen unternahm ich eine Exkursion gegen Dob Weena hin, hatte aber kein Glück in der Ausbeute; ich glaubte nach den Berichten der Eingeborenen ausserordentlich viel Jagd zu finden, erfuhr aber gerade das Gegentheil. Als ich in's Lager kam, traf ich Hersi Sultan, der mir die Anzeige machte, dass die Bahauadla bei den verschiedenen Stammhäuptlingen gegen mich geklagt hätten, um Nahrung, Trinkgelder und einen sichern Geleitsbrief nach Berbera zu erhalten; dabei gab er mir zu verstehen, dass Hersi Aman sie beschütze, und dass er mit denselben wahrscheinlich die mir ausgepressten Geschenke theilen wolle. Die Verhandlung war auf den folgenden Tag verlegt.

Wie gewöhnlich hatte sich wieder eine grosse Anzahl von Bettelvolk bei uns eingefunden, die während der Gegenwart Hersi Sultans in bescheidener Entfernung standen; kaum hatte sich derselbe entfernt, so drangen sie ungestüm in die Seriba ein und verlangten Wasser, Tabak, Speise. Sie begannen ihre Lanzen auf meine Leute zu werfen, wobei einer an der Achsel verwundet wurde. Es war keine Zeit zu verlieren, ich musste mich in's Mittel legen, und um Zeit zu gewinnen, liess ich ihnen einen Kessel Reis über das Feuer stellen, sandte aber gleichzeitig einen Diener nach meinen Begleitern aus, die eben in dem Moment erschienen, als die ungeladenen Gäste mit gieriger Hast den noch nicht weich gesottenen Reis verschlangen. Nach genossener Mahlzeit entfernten sie sich ohne weitere Excesse.

Solche und ähnliche Auftritte erleben wir übrigens jeden Tag. Ist Essenszeit, so kommt eben wer Füsse hat und setzt sich, ob geladen oder nicht, mit mir zu Tisch; auch ist es nicht möglich, dass ich mir es im Innern meiner

Hütte etwas bequem machen könnte. Weiber kommen und gehen, um mich anzugaffen; will ich schlafen, so wecken sie mich.

Meine Begleiter waren nur sichtbar, wenn es Zeit zum Essen war, und kamen sie, so brachten sie sicherlich 5 bis 6 Mann mit sich, die auch hungrig waren. Meine eigenen Leute konnten sich nur des Nachts, wenn Alles schlief, etwas kochen. Weigerte ich mich, dem Bettelvolk etwas zu geben, so stahlen sie mir das Doppelte. Es war mir rein unmöglich, mich vor diesen Leuten zu schützen.

Es ist natürlich, dass unter solchen Umständen meine Provisionen zusammenschwanden, so dass mir dieselben bis in's Galla-Land kaum ausreichen konnten. Dort angekommen, konnten wir freilich Durrah und andere Lebensmittel finden.

Mit Einbruch der Nacht kam wieder Hersi Sultan mit 2 anderen Häuptlingen. Nachdem sie das Nachtessen verschlungen hatten, legte der erstere sich schlafen, während die beiden letzteren einen langen spöttischen Diskurs über ausländisches Regierungs- und Militärwesen führten. Sie hatten etwas von dem Deutsch-Französischen Kriege tönen gehört und fragten, was denn Verdammliches an den Kriegs- und Raubzügen ihrer Nation sei; während in Europa Hunderttausende dahinstürben, belaufe sich im Somali-Lande der Verlust nach einer grossen Schlacht auf höchstens 200 Todte, und die Kriegsbeute auf höchstens 20.000 Stück Vieh, während man in den Ländern der Civilisation nicht mit Millionen von Thalern sich begnüge.

Meine Bemerkung hierauf, dass die Somalis beständig in Kriege verflochten seien und sich beständig gegenseitig beraubten, während man in Europa oft 10, oft 20 Jahre in Eintracht und Frieden lebe, schien ihnen neuen Stoff zu ironischen Bemerkungen zu geben, denen ich auswich, indem ich mich schlafen legte.

Am folgenden Morgen, als die Sonne noch nicht aufgegangen war, wurde ich von Hersi Sultan aufgeweckt, und da wir zu dieser Stunde allein sein konnten, drückte er mir den Wunsch aus, sich der Ägyptischen Regierung zu unterwerfen, wenn ihm dieselbe die Mittel in die Hand gebe, sein störrisches Volk zur Ordnung zu zwingen, um dem ewigen Rauben und Morden ein Ziel zu stecken.

Ich bemerkte bei dieser Unterredung, dass dieser Nomadenfürst die Ruhe seines Volkes wünschte, und war erstaunt über den klaren Verstand, mit dem er das Unwesen in seinem Lande erkannte und Mittel zur Abhülfe projektirte. Dabei bemerkte er, dass das gute Beispiel der fremden Eroberer jedenfalls einen mächtigen Einfluss auf die Subordination des Volkes haben würde.

Unser Gespräch wurde durch das plötzliche Erscheinen des Hersi Aman unterbrochen, dem die Bahauadla auf dem

Fusse folgten. Nach der gewöhnlichen Begrüssung liess ich dem finstern Besuch Teppich und Kissen reichen, und behandelte ihn so freundlich und zuvorkommend, als möglich, ohne andererseits Hersi Sultan zu ignoriren.

Ich bemerkte, dass meine Bemühungen, ihn für mich zu gewinnen, nicht fruchtlos blieben, und als er den Kaffee bedächtig und mich prüfend fixirend heruntergeschlürft hatte, nahmen seine finstern Züge ein etwas wohlwollenderes Aussehen an.

Nachdem er in kurzen Worten die Klage der Bahauadla vorgebracht, sagte er: Wir haben uns vergangene Nacht über Dich berathen, die Meinungen der Oggal entgegengenommen und beschlossen, Dich, so lange Du in unserm Lande bleibst, als ein zu unserer Familie gehöriges Glied zu betrachten, als welches Du alle Rechte der Ayal Sugulla (der Herrscherfamilie) geniessesest.

Demgemäss erwarten wir von Dir, dass Du den Bahauadla, unseren Freunden, einen Sicherheitsbrief nach Berbera mitgiebst, damit sie von Raduan Bey nichts zu fürchten haben. Zur Rückreise nach Berbera verlangen Deine früheren Begleiter ein Kameel, mit den nöthigen Provisionen: Wasser, Reis, Datteln, Butter und Tabak, belastet, und zur Aussöhnung dürften einige Stück Tuch als Geschenk genügend sein.

Ich hatte den Geleitsbrief der Bahauadla bereits ausgestellt und erklärte ihnen, dass sie weder von mir noch von der Regierung irgendwie etwas zu befürchten hätten. Was aber die Provisionen und Geschenke anbelangte, so weigerte ich mich entschieden, ihnen etwas davon zu verabfolgen, da ich mich und meine eigenen Leute nicht der Gefahr aussetzen konnte, auf unserer Reise zu darben.

Inzwischen hatten die Bahauadla eine neue List eronnen, indem sie Zwist unter meinen Begleitern zu stiften suchten. Die Ayal Sugulla, deren Familie letztere sämmtlich zugehörten, theilen sich in 2 Unterfamilien: Rer Sultan und Rer Waiss. Hersi Sultan und Hersi Aman gehörten zur erstern. Mit beissendem Spott theilten die Bahauadla den beiden Richtern mit, dass die Rer Waiss mich überredet hätten, von dem Reiseprojekt abzustehen, und dass dieselben zu dem Zwecke kein Mittel gescheut, und dabei Ruf und Ehre der Bahauadla angegriffen hätten.

Es ist natürlich, dass die Leute von Rer Waiss wie vom Blitz getroffen aufsprangen und kampflustig mit gezückten Dolchen die Bahauadla zur Rechtfertigung zogen; wenig fehlte, der Streit wäre im Hause ausgebrochen, hätte ich nicht die Bahauadla aufgefordert, das Haus sofort zu verlassen. Damit war der Sitzung ein Ende gemacht, und ich bat den Hersi Aman, mir diese Schurken in Zukunft nicht mehr in's Haus zu bringen.

Nachdem mich die Richter verlassen, und ich wieder

in dem Alleinbesitz meiner Hütte war, kam mein Begleiter Mahmud Liban mit der Bitte, ich möchte ihm zur Verleugung seiner Seriba ein Kameel leihen, da sein Haus und seine Lastkameele von den Aya Degela geraubt worden.

Da Mahmud immer sehr zuvorkommend gegen mich gewesen, konnte ich ihm diese Bitte nicht abschlagen, bat ihn jedoch sich bis zum Abend zu gedulden, um das Thier während der Nacht wegzuführen. Gleich nach ihm kam Förin, der Bruder von Hersi Aman, der s. Z. in Dereley den Antrag gestellt hatte, mich zu berauben und zu ermorden, und wiederholte die Bitte des Mahmud für sich, indem er vorgab, dass seine 2 Lastkameele entlaufen seien. Da mir jedoch zum Weitertransport nur noch 7 brauchbare Kameele blieben, war es mir unmöglich, ihm das Verlangte zu geben. Einige unverständliche Worte brummend, entfernte sich der geärgerte Bittsteller, ging auf die Weide, wählte sich selbst das beste der Kameele aus und schaffte es in eine etwas entfernte Seriba.

Es war schon ziemlich spät, als ich den Diebstahl erfuhr; ich sandte sogleich zwei Diener in sein Haus, die aber unverrichteter Sache wieder zurückkehrten. Eben war ich im Begriff, selbst zu Förin zu gehen und mir zu meinem Eigenthum zu verhelfen, als Handulla ankam, dem ich den Vorfall mittheilte. Handulla ist ein vernünftiger, ruhiger Mann, der in seinem Lande grosser Achtung geniesst. Er gürtet seine Kleidung um sich, nimmt seine Waffen, entfernt sich und bringt nach Verlauf von circa 1 Stunde das Kameel und den Dieb, der sich damit entschuldigt, er hätte das Thier nur während der Nacht belasten wollen, um es mir den folgenden Morgen wieder zurückzustellen. Förin bietet mir zur Aussöhnung nach der Sitte der Eingeborenen seinen Schild an, und die Affaire war beigelegt.

Wir bestimmten den folgenden Tag zur Abreise, um im Onunuf-Thale noch einmal einen Versuch zu machen, durch das Land der Aya Degela nach den viel interessanteren Sitzen der Gallas zu kommen. Hier war zwischen den Habar Junis und den Aya Degela wohl ein gezwungener Frieden geschlossen, aber die verspätete Regenzeit und der grosse Verlust, den die Aya Degela durch die Habar Junis erlitten, zwang sie, sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen, um ihren Hunger zu stillen.

Mit Tagesanbruch kehrten wir Toyo den Rücken, nahmen aber nicht den gleichen Weg, den wir gekommen waren. Wir kamen ziemlich nah an den Brunnen von Dob Weena vorbei; die Ebene ist hier nicht so dicht bewachsen, wie an früher durchzogenen Stellen. Gégen Mittag machten wir Halt in Galolli, nach einem kleinen Flussbett benannt, das in südlicher Richtung läuft und sich in den Chor von Dob Weena ergiesst. Dob Weena geht nicht

in den Wobi, sondern fiesst in ost-südöstlicher Richtung am nördlichen Fusse des Bor Dap im Lande der Tol Bahanta vorbei, von wo er sich südlich wendet und versickert.

Die Bahauadla waren uns richtig gefolgt und hatten weder zu essen noch zu trinken mitgenommen. Wasser konnte ich ihnen nicht verabreichen, da ich selbst keines mehr hatte. Unser Aufenthalt konnte daher nur von kurzer Dauer sein, denn wir mussten eilen, um an einen Wasserplatz zu kommen. Mit Einbruch der Nacht erreichten wir den Chor Musenga, der sehr hohe Ufer und ungemein starken Fall hat, mussten aber Wasser zu finden bis 9 Uhr dem Chor entlang gehen, bis wir an einer Wasserstelle ankamen. Ein Löwe hatte sich durch die Büsche an die Karawane angeschlichen, verfehlte jedoch seinen Sprung, weil die Kameele noch rechtzeitig seiner ansichtig wurden und mit Sack und Pack durchgingen. Ich gab in der Eile einen Flintenschuss auf ihn ab, der, anstatt die Bestie zu treffen, die Kameele in noch grösseren Schrecken versetzte.

Mit Mühe gelang es, die Thiere zum Stehen zu bringen, die Lasten hingen ihnen theilweis am Bauch, theils lagen sie stückweise am Chor zerstreut. Meine Spiritusbüchse war zerstrümmert, und ihr Inhalt an Insekten in den Sand gestampft; mein kleines Herbarium war auch total vernichtet, ich konnte nur etliche fünfzig Pflanzen retten. Die Mühe und Sorgfalt einer 30tägigen Arbeit war umsonst gewesen.

Die Brunnen waren derart von Eingeborenen belagert, dass wir nur gegen hohes Trinkgeld Wasser erhalten konnten. Am folgenden Tage führte der Weg über Gubedli in eine westlich vom Schilmale gelegene Ebene, wo vor Kurzem Regen gefallen war, denn wir fanden viel grünes Gras und die Bäume hatten sich in frisches Laub gehüllt. Ganze Rudel von Wildschweinen sammelten sich in der Nähe des Lagers, aber wegen des Ekels, den die Eingeborenen gegen dieses Thier hegen, musste ich meinem Jagdverlangen entsagen. Am Nachmittage bestiegen wir den Debah hörired, der zur Gebirgsgruppe des Schilmale gehört. Zu unseren Füßen lag das mächtige, aber steinige Thal Onunuf, sehr spärlich mit Gras bewachsen. Die Aussicht vom Debah hörired war nicht sehr zu loben; wir sahen nur die gegenüberliegenden kahlen Berge Worsemo Hät, Kormo goreyo und Dob Ter. Im Thale stiessen wir auf eine beträchtliche Zahl von Nomaden-Niederlassungen. Mit Sonnenuntergang erreichten wir die Seriba des Handulla. Die Kälte war sehr empfindlich, das Thermometer zeigte 10° C., und mit Sonnenaufgang 8°; unsere leichte Kleidung schützte wenig vor dieser Temperatur.

Die Seriba des Handulla liegt am Fusse des Gudki-Berges, der zur Schilmale-Gruppe gehört. Da man mir so viel von diesem Berge erzählt hatte, bestieg ich ihn gleich am nächsten Morgen; ich fand eine ziemliche Anzahl von

Ruinen. Staunenswerth ist ein mächtiger in den Felsen gehauener Saal von etwa 20^m Länge und 10^m Breite; am Nordende desselben befindet sich eine Steinbank und über dieser verschiedene kleinere und grössere Öffnungen ausgehauen. Der Eingang ist ziemlich gross und trägt Spuren von Rinnen, in denen das Thor angebracht war; die Decke ist gewölbt, überall sind noch deutlich die Meisselschläge sichtbar. Nicht weit von diesem Saale erheben sich einige bis 10^m hohe Gräber, in der Form jenen gleich, die man an der Ostküste des Rothen Meeres so häufig findet. Die alten Mauerwerke tragen noch Spuren von Kalk. Eine ganz bedeutende Ruine soll auch auf dem Gan Libah stehen.

Onunuf bildet die Grenze gegen die Aya Degela; ich machte mir Hoffnung, hier einen sichern Weg in's Gallaland zu finden. Auch erbot sich der Schwiegervater des Abdi Heri, ein Häuptling der Aya Degela, mich nach einem Monate, wenn die Regen der Hungersnoth ein Ende gemacht, bis zu Gerad Aden zu bringen. Es war mir aber unmöglich, hier noch einen Monat zu verweilen, weil meine Provisionen schon zu Ende gingen und höchstens noch für zehn Tage ausreichen würden. Ich machte deshalb den Vorschlag, alle Waaren hier zurückzulassen und zu Fuss, ohne Provision und Bedienung, das Gebiet der Somater Abd Allah aufzusuchen, mir die Waaren einen Monat später nachschicken zu lassen und dann von da aus vorzudringen. Unter diesen Bedingungen fand ich aber keine Begleiter, und ohne Wegweiser konnte ich natürlich nicht reisen. Es blieb mir also nichts übrig, als zu warten, bis diese Strasse sich öffnen würde. Um aber die Zeit nicht nutzlos zu verschwenden, beschloss ich, einige Exkursionen auf die höchsten Gipfel der zweiten Kette zu machen, und sandte deshalb einen Boten an die Seregudub, einen frechen Räuberstamm, der den Fuss des Gan Libah bewohnt. Dort sollte es nicht nur gute Weide und gutes Quellwasser geben, sondern es reizte mich auch die Aussicht vom Gipfel dieses Berges, wegen meiner Winkelmessungen.

Des Abends kam wieder der eisige Wind, und ich zog mich in meine Hütte zurück, um meinen Wörterschatz in der Somali-Sprache etwas zu vergrössern. Draussen war wieder viel lärmendes Volk versammelt; auch waren Leute von Berbera angekommen, welche die Nachricht brachten, dass die Rer Sugulla sämmtlich wegen verschiedener Beleidigungen seitens der Ayal Achmet den Markt verlassen hätten, und um die Letzteren zu bestrafen, beschloss man, ihre Seriben zu plündern.

Nachdem der erste Sturm sich gelegt hatte, erschien ein Stammhäuptling der Rer Waiss, welchem die Aya Degela seine sämmtlichen Kameele geraubt hatten, und der von den Rer Sultan sein verlorenes Eigenthum von dem Raub in Toyo zurückverlangte.

Auf die Weigerung der Rer Sultan schwur er, mit Gewalt sich seine Kameele zu verschaffen; da er von Jugend auf an Überfluss gewöhnt sei, so wolle er sich nicht Angesichts seiner Standesgenossen der schimpflichsten Entbehnung preisgeben.

Ich sah gleich an den bestürzten Gesichtern, dass ein neues Gewitter im Anzuge sei, konnte aber von Niemandem nähere Aufklärung der Sachlage erhalten.

In der Nacht bemerkte ich, dass fast sämmtliche Seriben von Onunuf aufbrachen und sich am Nordende des Schilmale stationirten. Theils um uns nicht zu beängstigen, theils um uns die viel gefährlicheren Neuigkeiten geheim zu halten, wurde uns mitgetheilt, dass Onunuf aus Furcht vor neuen Einfällen der Aya Degela geräumt worden sei. Dieser Grund wollte mir jedoch nicht einleuchten, da Handulla und noch einzelne Andere ihre Seriben noch nicht hatten transportiren lassen.

Ich konnte keinen Führer finden, um nach dem Berge Gan Libah zu gehen. Jeder von meinen Leuten erforderte eine Entschuldigung. Ich sass also bis auf Weiteres hier gefangen, ob zum Guten, ob zum Schlimmen, konnte ich nicht ermitteln. Hinter der düstern Schweigsamkeit, die meine Begleiter beobachteten, währte ich schmählichen Veraths. Das Unsichere und Ungewisse war mir unerträglich geworden, und ich erklärte Handulla, dass ich auf jeden Fall, ob mit oder ohne Begleitung, nach Gan Libah aufbrechen würde.

Diese Bemerkung schien zu wirken; denn Handulla erklärte sich bereit, mir morgen zu folgen, und zum Beweise dafür bemerkten wir, dass seine Seriba abgetragen und seine Kameele beladen wurden; und als am folgenden Morgen sich seine Karawane in Bewegung setzte, gaben wir uns der angenehmen Hoffnung hin, am folgenden Tag den Gan Libah zu erreichen.

Nach ungefähr dreistündigem Marsch wurde unsere Geduld jedoch auf's Neue auf die Probe gestellt. Handulla erklärte, dass zur Anlage einer neuen Seriba seine Anwesenheit unumgänglich nothwendig sei, dass wir aber den Weg gegen Abend wieder fortsetzen könnten.

Wir hatten uns ziemlich entfernt von den übrigen Ansiedelungen in einer leeren Seriba niedergelassen; vor uns war dichtes Gestrüpp.

Es mochte etwa 3 Uhr Morgens sein, als ich befahl, die Kameele zu bringen; ich bemerkte aber zu meiner nicht allzu angenehmen Überraschung, dass die Habar Junis alle zu Pferd in geringer Entfernung Kriegsrath hielten.

In dem Moment sah ich Handulla ankommen, der am Morgen versprochen hatte, sich Abends bei mir einzufinden, um weiter zu reisen. „Es ist unmöglich, dass du heute von hier aufbrichst“, rief er mir zu, „der Weg ist unsicher;

unsere Leute haben den Ayal Sultan Kameele geraubt, und der Bruderkampf ist unvermeidlich.

Ich begriff, dass Handulla jetzt, wo es galt mit Rath und That seinen Brüdern beizustehen, nicht den Platz verlassen konnte; ich sass natürlich wieder gefangen und konnte weder vorwärts noch rückwärts kommen.

Der Kriegsath war von kurzer Dauer; denn gleich darauf stürzte sich die Schaar in wilder Hast auf den Feind, der im Gehölz eine Defensiv-Stellung genommen hatte. Die Lanzen flogen hin und wieder, als die Vertheidiger, durch einen zweiten Reitertrupp unterstützt, der die Rer Sultan in den Flanken angriff, dieselben zum Weichen brachten.

Doch im Nu hatten sie sich in der freien Ebene wieder geordnet, und die so aus dem Gehölz gelockten Rer Waiss erlitten mehrere bittere Verluste, und ihr Anführer stürzte von einer Lanze tödtlich getroffen vom Pferde.

Das Dunkel der Nacht gebot Waffenstillstand, etwa 2000 Kameele der Rer Sultan wurden hart neben meine Seriba getrieben und von etlichen hundert Mann bewacht. Meine sich nun feindlich entgegenstehenden Begleiter kamen auf allen möglichen Umwegen in mein Lager und waren erstaunt, mich noch hier zu finden; denn sie fürchteten nicht mit Unrecht für unser Leben. Meine Diener waren natürlich wieder dem Schlachtgetümmel gefolgt. Nach kurzer Berathung wurde beschlossen, mich möglichst schnell fortzubringen, doch konnte diess der allgemeinen Unruhe halber nicht während der Nacht und nicht während des folgenden Tages geschehen.

Hersi Sultan kam mit der schlimmen Nachricht, dass der Anführer der andern Partei gestorben sei, und fügte hinzu: „Nun kannst du nicht mehr unter uns verweilen; Gott soll dich diese Nacht und morgen noch beschützen, die folgende Nacht werden wir dich auf den Weg nach Berbera bringen, von wo aus du dann eine zweite Reise unternehmen kannst.“ Noch in der Nacht sandte ich einen Boten an Raduan Bey in Berbera, und liess ihm ankündigen, dass ich zurückkehre. Ich hatte dem Burschen streng anbefohlen, vor Niemandem zu verbergen, dass er nach Berbera gehe, nur solle er, wenn man ihn frage, bekannt machen, dass er Ordre hätte, mit 10 Kameelen Provision zurückzukehren, um die Galla-Reise zu ermöglichen.

An Schlafen war natürlich nicht zu denken; unser Lager war während der ganzen Nacht von Leuten belagert, die mehrmals sich im Lichte des Wachtfeuers als Feinde erkannten und sich auf's Neue bekämpften. Mein Diener Desta wurde bei den Haaren aus der Seriba gezogen, doch konnte er sich im Getümmel wieder aus den feindlichen Händen loswinden und kam mit zerkratztem Oberleib und blutendem Kopfe in die Hütte zurück. Meine Begleiter wagten es nicht, die Hütte zu verlassen, und ich sah den

Augenblick kommen, wo wir Alle der wilden Leidenschaft unserer Belagerer erliegen mussten.

In diesem Moment schrieb ich noch einige Zeilen an Hrn. Munzinger und an meine Frau, und übergab meine Schriften und Papiere meinem treuesten Diener, der sich fortschlich und sich bis zum Morgen im Gehölz versteckt hielt, um das Ende abzuwarten.

An dem Getümmel ausserhalb der Seriba bemerkte ich, dass der Kampf auf's Neue ausgebrochen war. Ich musste mit Gewalt meine Begleiter zurückhalten und brachte es nach grosser Mühe endlich so weit, dass sie mir versprachen, bis zum Anbruch des Tages hier zu bleiben und unter sich Friede und Freundschaft zu halten.

Handulla hatte es durch seine Verwendung dazu gebracht, dass die geraubten Kameele nach Onunuf gebracht wurden, wodurch natürlich der Kriegsschauplatz auch etwas mehr südlich verlegt wurde.

Am Vormittag fand kein Kampf Statt, umsomehr war meine Seriba von Gaunern besucht, die, um Einlass zu erhalten, ihre Speere in meine Hütte warfen. Desta hatte auch einen Lanzenstich durch sein Hemd erhalten, was ihn so aufbrachte, dass er meinen Revolver unter meinem Kissen hervorriess und auf den Thäter abfeuerte. Die Kugel sauste zwischen den Köpfen der Somalis durch, ohne Schaden zu verursachen. Den zweiten Schuss konnte ich noch rechtzeitig verhüten, indem ich ihm die Pistole entriss.

Am Nachmittag, während die Rer Sugulla sich wieder kampffertig gegenüber standen, konnte ich mich der Gauner nicht mehr erwehren; sie stahlen, was sie fanden und gebrauchen konnten, selbst die mit Reis gefüllte Kasserole wurde weggetragen und der Inhalt verspeist, ich musste froh sein, dass ich die Kasserole wieder zurückerhielt. Zu retten war fast nichts; wenig fehlte, dass wir auch den nach Berbera nöthigen Proviant, den wir versteckt hatten, der persönlichen Sicherheit wegen hergeben mussten.

Erst gegen Abend erhielten wir Nachricht über den Verlauf des Kampfes. Die Rer Sultan hatten gesiegt, doch soll der Kampf nicht so blutig gewesen sein wie gestern. Die Kameele kamen an ihre rechtmässigen Eigenthümer zurück. Aber die Rer Waiss hatten überall in die Provinzen geschickt, und ganze Schaaeren von ihren Anhängern waren auf dem Wege, um den Kampf auf's Neue aufzunehmen. Es musste sich einmal entscheiden, welcher von den beiden Stammfamilien die Herrschaft zufallen sollte, und diese Frage konnte nur durch vieles Blutvergiessen und durch Monate lange Kämpfe zu einem vorläufigen Endresultat kommen.

Mit Einbruch der Nacht waren meine Begleiter wieder bei mir, und man bestimmte Handulla und Abdi Hersi (Sohn des Hersi Sultan), mich zu begleiten. Der Rest meiner Habe war bald auf die Kameele geladen, und kurz nach Mitter-

nacht, als wir am wenigsten zu befürchten hatten, verliessen wir den Ort der Schrecken, wandten unsere Schritte nach dem Gan Libah und erreichten gegen Mittag den Chor Lehelau, von wo ich den Abstecher nach diesem Berge zu machen beabsichtigte. Aber auch dort waren Unruhen ausgebrochen. Die räuberischen Seregudub hatten mehrere Karawanen und fast sämtliche Seriben der Rer Aynasche geraubt, die sich jetzt zusammengerottet hatten, um diese Diebsbande zu vernichten. Überall, wohin wir auch kamen, war Aufruhr, Raub und Mord. Es war also ganz unmöglich, diesen wichtigen Punkt zu besteigen; wir mussten im Gegentheil suchen, so schnell wie möglich auch hier das Feld zu räumen, da wir schon einzelne Besuche von fliehenden Seregudub erhalten hatten. Nachdem wir in Lehelau das nöthige Wasser gefasst und die Kameele getränkt, brachen wir auf und erreichten nach zweistündigem Marsche die Gebirgs-Gruppe des Assa. Hier hatten wir eine spärliche Aussicht auf die Partie des Tieflandes, durch welche unser Weg später führte. Die Vegetation an diesem Gebirgs-Abhänge ist eigenthümlich und erinnert lebhaft an den Reichthum der Abessinischen Gebirgs-Abhänge. Auf dem Gebirgs-Passe trafen wir verschiedene Nomaden-Ansiedelungen; eine Frauen-Kolonie von Rer Aynasche, deren Ehemänner wahrscheinlich noch bei den Seregudub beschäftigt waren, hielt uns auf und wollte mich sehen, aber wir waren schon zu weit hinter der Karawane zurückgeblieben, um der Einladung in ihre Wohnungen zu folgen.

Der Weg war zwar nicht sehr schlecht, aber da die Kameele steile Gebirgs-Abhänge nicht gewohnt sind, so konnte sich der Zug nur sehr langsam fortbewegen; zwei Kameele stürzten, nahmen jedoch keinen erheblichen Schaden. Als wir bis zum Fusse des Gebirges herabgestiegen waren, traten wir in eine finstere, daher aber auch kühle und schattige Schlucht ein, die reich an Elephanten- und Leoparden-Spuren war. Wir lagerten in einer verlassenem Seriba, die am Zusammenfluss des Djerato Yer und Djerato Ween liegt. Am Abend suchten uns vier Männer vom

Stamme der Isa Musa auf, die von Berbera kamen und auf der Reise in's Innere waren. Sie benachrichtigten uns, dass sie gegen vierzig Männern begegnet wären, die nach mir gesucht hätten. Etwa eine halbe Stunde später erhielten wir noch genaueren Bericht. Eine vom Markte kommende Karawane theilte uns nämlich mit, dass die Nachricht von meinem Tode nach Berbera gekommen sei. Die Einen hatten erzählt, dass ich in Onunuf, die Anderen, dass ich im Schilmale-Gebirge ermordet worden wäre. Auf diese Angaben hin hatte Raduan Bey 35 Ayal Achmet und Isa Musa abgesandt, um womöglich meine Papiere zurückzubringen. Noch schenkte ich den Aussagen dieser Leute keinen Glauben, als ich plötzlich einen Trupp Eingeborener uns entgegen kommen sah, die sich mir als die Abgesandten von Raduan Bey zu erkennen gaben.

Nun war die erste Frage, wie soll ich diese Leute ernähren? Von vorbeiziehenden Nomaden kaufte ich drei Schafe, aber was war das für soviel Hungrige! Nun ging der Streit auf's Neue los; jeder wollte zuerst bedient sein. Und was noch schlimmer war, Alle erklärten, von der angestrengten Reise wunde Füsse zu haben und unmöglich am folgenden Tage den Marsch wieder antreten zu können. Mit Einbruch der Nacht liess ich ein altes, aber fettes Kameel schlachten und das Fleisch unter die Leute vertheilen, da sie mich darum baten. So hatte ich nun Ruhe, wenigstens bis der letzte Rest des Thieres gebraten und verzehrt war. Die Bettler begannen auch hier lästig zu werden; sie sind wie die Aasgeier, die den Fleischgeruch von weitem riechen. Doch ich überliess es meinen Leuten, mildthätig zu sein, und beinahe Jeder ging mit einem Stück Fleisch weg.

Erst am Abend des zweiten Tages konnte ich die faulen Städtebewohner zur Weiterreise bringen. Überall, wo wir Lager hielten, entstand Streit und Hader, obwohl es nicht an Nahrung fehlte; ich strebte deshalb rastlos vorwärts nach Berbera, wo ich nach vierzig tägiger Abwesenheit gesund und wohlbehalten wieder ankam. Wenige Tage später erreichte ich von hier aus mit dem Ägyptischen Kriegsschiffe Massaua.

II. Physische Geographie des Landes.

Begrenzung des Gebietes. — Gebirge. — Hochebene. — Wasserscheide. — Ströme und Strombetten. — Geologische Skizze des Landes. — Quellen und Brunnen. — Klima. — Vegetation. — Fauna.

Gegenüber der süd-Arabischen Küste liegt, allmählich vom Meeresufer regelmässig ansteigend, zwischen dem 43. und 53.° östl. L. das Land unserer Wanderung, das Somali-Land¹⁾. Im Norden und Osten wird seine Küste vom Indischen Ocean gespült, im Süden nimmt man den Wobi als

¹⁾ Zur Orientirung der in der Specialkarte dieses Heftes nicht dargestellten Gebiete s. A. Petermann's neue Karte von Nordost-Afrika, No. 70 der neuesten Ausgabe von Stieler's Handatlas.

Grenze an und im Westen das Gebiet der grösstentheils noch heidnischen Galla, die sich vor der wilden Raublust der Somalis in jene fast unzugänglichen Berggegenden zurückgezogen haben.

Der grösste Theil des Somali-Landes bildet eine Hochebene. Die mittlere Steigung von der Küste in's Innere beträgt etwa 1½°, während die Steigung des Theiles, den wir Hochebene nennen, gegen Süden kaum 1° erreicht. Schroff gegen das Tiefland abfallend, aber von vielen Strom-

betten und Pässen durchfurcht, geht ein niedriger Gebirgszug ziemlich parallel mit der Küste, bald sich derselben nähernd, bald plötzlich wieder weit zurücktretend. Es scheint, als ob die wüthende Brandung des Meeres einstmals diese Gebirgskette so ausgekerbt und dann successive zurücktretend das gleichmässig steigende Tiefland angeschwemmt hätte. Die meisten Spitzen dieser Bergkette erheben sich 1500 bis 2000', und nur wenige 2500' über den Meeresspiegel. Ihre Hauptunterbrechung ist bei Bosaso, wo sie wie abgebrochen zu endigen scheint; aber in ungefähr 6 Meilen Entfernung taucht sie auf's Neue empor, um längs der Küste gleichsam eine Schutzmauer für das erst eigentlich bewohnt zu nennende Inland zu bilden. Der Eckstein dieser unterbrochenen Kette, Bor Antarre, scheint derselben einen ganz anderen Charakter zu geben; das Ganze erscheint von hier an viel kompakter, weniger geschluchtet, und die einzelnen Gebirgsstöcke erreichen eine Höhe von bis 5000'. Ganz anders verhält es sich auf der entgegengesetzten Seite; dieselbe Kette wird immer reicher und reicher an Klüften und Durchbrüchen, bis sie endlich bei Gēri in der Nähe von Bulahar sich wieder zusammenziehend nach Südwesten läuft und auf eine Entfernung von einer starken Tagereise, einen spitzen Winkel bildend, die Richtung auf Dohonkal (sprich Donkal) nimmt, um von dort nochmals zurückzutreten und sich mit anderen Gebirgszügen zu kreuzen und zu vermengen. Überschreiten wir nun dieses erste Gebirge und wenden den Blick nach Süden, so stossen wir auf eine zweite Gebirgskette; hoch, mit reicher Vegetation geschmückt, bietet sie dem suchenden Auge keine Kluft, kein Thal. Nur steile, schwer zu begehende, aber nicht sehr lange Pässe, die nur theilweis für das Kameel passirbar sind, führen hinüber. Diese zweite Kette steigt bei Bosaso aus dem Golf von Aden, durchbricht dort die erste Kette und geht nach und nach von ihrer Anfangs südlichen Richtung in eine westliche über; sie verläuft dann parallel mit der ersten Kette und endet oberhalb Dohonkal, wo das Küstengebirge sich mit ihr vereinigt. Dieser Theil des Somali-Landes bietet, von dem höchsten Gipfel der zweiten Kette, dem gegen 9500' hohen Gan Libah aus gesehen, ein wunderbar lebendiges Panorama. Im Norden rollt in blauer Ferne der wildschäumende Ocean seine Wogen gegen die niedrige Küste; trostlos und kahl schlängelt sich das stark zerklüftete Gebirge des Tieflandes dem Meeresufer entlang. Wie contrastirt damit das herrliche Grün, in dem das Hochgebirge prangt! Wie wohlthuend wirkt die paradisische Bergluft auf den Beschauer! Hunderte von grösseren und kleineren Thälern winden sich durch das fruchtbare, aber unbebaute Hügelland zu unseren Füssen. Der ruhige, friedliche Anblick der ganzen Landschaft steht in schlechtem Einklang mit dem Charakter ihrer blutdürstigen und raubgierigen Bewohner.

Kehren wir diesem Bilde den Rücken, so breitet sich einem Meere gleich die unabsehbare Ebene im Süden vor unseren Blicken aus. Nur in unserer nächsten Nähe wird sie von einigen unregelmässigen, oft einzeln stehenden Ausläufern der zweiten Kette durchzogen; und diese haben die hohe Bedeutung, den wenigen, aber mächtigen Strombetten, die am Südabhange des Gebirges entspringen, je eine verschiedene Richtung zu geben. Sie stehen da gleichsam als die natürlichen Dämme, welche die Wasser gleichmässig über die mächtige nach Süden geneigte Hochebene vertheilen. Ungefähr vom 8° N. Br. an treten in der Ebene nur noch die einzelnen Strombetten als begrenzende, trennende und benennende Faktoren auf; nur ein einziger einzeln stehender Vulkan tritt noch aus der Ebene hervor, der etwa 5000 Fuss hohe Bor Dap, unter 48° Ö. L. und 8° N. Br. Von grosser Bedeutung für dieses Plateau sind jedenfalls die Hochgebirge der Galla-Länder, die einen grossen Theil ihrer Gewässer in südöstlicher Richtung diesen Territorien zusenden. Erst ungefähr unter dem fünften Breitengrad wird der monotone Charakter der grossen Somali-Prärie durch hügelige Landschaften und bebaute Striche wieder etwas lebhafter. Die ganze steinlose Gegend erinnert an den Sudan, nur mit dem Unterschiede, dass hier der Humus aus rother Ackererde besteht. Südlich vom vierten Grade, jenseit des Strombettes des Wobi, steigt das Terrain zusehends; die Landschaft ändert sich, neue Bergzüge, Ausläufer der Galla-Alpen, springen in die Ebene hinein.

Somit zeigt sich die Gebirgskette am Nordrande des Hochlandes als die Wasserscheide des Somali-Landes. Tausende von Quellen, die an ihrem jähren Nordabhange entspringen, stürzen schäumend in die Tiefe und zwängen sich bald mit anderen vereint, bald selbstständig zwischen den vielen Hügeln und Bergen des Tieflandes durch.

Doch giebt es kein Strombett, welches das ganze Jahr hindurch Wasser führte, und nur sehr wenige, die selbst während der Regenzeit beständig fliessendes Wasser haben. Die Quellen versickern in den sandigen Betten. Wenn aber die Himmel sich verfinstern, die Mücken und Fliegen sich festklammern an Blättern und Zweigen und jedes lebendige Wesen sein sicheres Versteck aufsucht, wenn Staubwolke auf Staubwolke am Horizonte aufsteigt und sich nach allen Richtungen über die trockene Ebene wälzt — dann ist der tropische Regen nahe. Es rollt, donnert, kracht ohne Unterbrechung, und im Nu, ehe man sich's versieht, ist jeder Steg und Weg dem Wanderer abgeschnitten; Bäche und Ströme umringen ihn; die nun entfesselte Kraft des Wassers reisst Alles mit sich fort, Bäume entwurzelnd und mächtige Felsblöcke herabwärend, schwillt der Strom zu unglaublicher Stärke. Da ist keine Hülfe für den, der nicht bei Zeiten geflohen.

Das sind die Lawinen Afrika's, von kurzer Dauer nur, aber um so furchtbarer.

Nach Verlauf von zwei Stunden ist das tosende und tobende Element zu einem kleinen bescheidenen Bache herabgesunken. Und wie seines jugendlichen Übermuthes sich schämend, schwindet er mehr und mehr und versickert schliesslich in seinem eigenen Schlamme. Übrigens tragen die Strombetten hier nicht einen so wilden Charakter, wie in Abessinien. Die Thalschluchten am Fusse des Hochgebirges, fast immer beschattet, am Tage angenehm, aber düster unheimlich des Nachts, erinnern allein an das Abessinische Alpenland. Wenn nun der Strom diese Schluchten durchheilt hat, tritt er in ein ruhiges lichtetes Terrain und eilt dem Golf von Aden zu. Seine Ufer sind einladend und lieblich zu nennen wegen ihrer schattenreichen Vegetation; Tamarinden, wilde Feigenbäume, Tamarisken, Akazien drängen sich dort zusammen.

Tritt uns im Tieflande verhältnissmässig Wasserreichthum entgegen, so finden wir im Hochlande grosse Trockenheit. Die Wasser der Gebirgsregen sammeln sich in einer sehr geringen Anzahl freilich mächtiger Strombetten; kein Tropfen von dieser Wassermenge erreicht seine Mündung.

Nach Süden hin ist der Fall des Bodens gering, und träge und langsam schleichen daher die Gewässer durch die Hochebene.

Die beiden bedeutendsten Ströme sind der Tuk Djered und der Tuk Fafan. Der erstere entspringt westlich von Härär, fliesst zunächst, durch einen langen und niedrigen Bergrücken von der Ebene getrennt, ganz südlich und wendet sich erst unter dem 7° N. Br., am Ende dieser Kette, gegen SO. in die Ebene. Er vereinigt die Gewässer von den Gebirgen der Oborro, Etto und Annya, während der andere Hauptstrom, der Tuk Fafan, den Abzugskanal bildet für die Flüsse nördlich und östlich von Härär und für die Regenwasser der Gebirge in den Gedeursi-, Gëri-, Bartera- und Galla-Ländern. Dieser zweite Strom beschreibt einen mächtigen östlichen Bogen und wendet sich erst unter dem 45° Ö. L. nach Südwesten, wo er alle Gewässer aus Norden und Nordosten aufnimmt. Bei Fafan, in der Mitte von Ogadën (Land der Bahauadla), treffen die beiden Flüsse zusammen und bilden so als Tuk den mächtigsten Nebenfluss des Wobi, in den er im Lande der Aul Yahen einmündet. Das Wort Tuk bedeutet in der Somali-Sprache „fliessender Strom“. Beide Quellströme des Tuk haben im grössten Theile des Jahres Wasser; von der Schiffbarkeit, die viele Somalis ihnen zuschreiben, kann nicht die Rede sein. Alle übrigen Strombetten vom Gebiete der Tol Bahanta und weiter östlich, die nicht in den Tuk fliessen, gehen im Lande der Rahn Ween in den Wobi, der dort, eine mächtige Krümmung machend, bis 5° 15' N. Br. herankommt. Der Wobi

Haggenmacher's Somali-Land.

endlich ist der einzige schiffbare Fluss. Er entspringt südlich von Guragé, durchfliesst den östlichen Theil des Königreichs Arussi, zerlegt die Provinz Annya ziemlich in zwei gleiche Theile und verfolgt bis zum 43° Ö. L. seine südöstliche Richtung. Von da aber bis zum 45° Ö. L., im Gebiete der Aul Yahen, ist seine Richtung eine südsüdöstliche; er erreicht hier den 3° N. Br. und ändert nun allmählich seine Richtung; der Bewegung der südlich liegenden Gebirgsketten folgend, wendet er sich nach Nordosten, bewässert dort die Gebiete der Ogadën und der Rahn Ween und ergiesst sich dann, in ziemlich gerader Linie von Rahn Ween kommend, hinter dem Küstengebirge von Brava in einen See. Das Wasser des Wobi kommt während der Regenzeit sehr trübe, wie dasjenige des Nil, nach Aul Yahen, wechselt aber diese Farbe in Ogadën, indem es von der dort vorherrschenden rothen Ockererde gefärbt, gleich einem schmutzigen Blutstrom dem Meere zufliesst. Kleider, die man im Wobi wäscht, werden ziegelroth, und es giebt Leute im Somali-Lande, die an der Färbung der Kleider die Herkunft des Trägers erkennen. Wasserfälle scheint der Wobi zwischen Aul Yahen und Rahn Ween nicht zu machen; sein Fall ist gering. Während der Regenzeit tritt er aus seinen Ufern, links und rechts gleich dem Nil Segen spendend; in der trockenen Zeit dagegen soll sein Wasserstand kaum 2 Meter betragen. Seine Breite beträgt bei Aul Yahen nach den Behauptungen der Eingeborenen ungefähr einen halben Flintenschuss; ein Stein, mit einer Schleuder geworfen, erreicht das andere Ufer. Obwohl der Wobi schiffbar ist, transportiren die Eingeborenen dennoch nichts auf dem Wasser, weil es ihnen an Barken gebricht. Der Strom beherbergt unzählige Fische, Krokodile, Schildkröten und Flusspferde. Der Geschmack des Wassers gleicht dem des Nilwassers. Alle Flüsse aus dem östlichen Theile des Galla-Hochlandes und die vom Südabhange der inneren Somali-Gebirgskette stammenden gehören zum Stromgebiete des Wobi.

See'n, Teiche oder Sümpfe scheinen im ganzen Somali-Lande nicht zu existiren. Was die Somalis See'n nennen, sind grossartige gemauerte oder aus Felsen gehauene Wasserbecken, deren Wassergehalt 5—6 Monate lang einen ganzen Stamm sammt dessen Vieh ernährt. Nicht unmöglich klingt die Aussage der Sklavenhändler, dass der Wobi aus dem See in Guragé entspringe, unter dem Namen „der kleine Hauasch“ zum Unterschiede vom „grossen Hauasch“, der in's Dankel-Land fliesst. Gallas aus Guragé behaupten, dass die Fische des dortigen See's mit denen in vier verschiedenen Strömen identisch seien; diese Flüsse sind die beiden Hauasch, Schett und ein nach Süden fliessender Strom. Schett ist wahrscheinlich der Wobi Gunane oder Juba, welcher seinen Namen wohl zwanzig Mal wechselt.

Der Wobi und seine Zuflüsse müssen in ihrem obern Laufe ein Lava-Gebiet durchfließen, wo sie Massen von Lavaloslösen, die der Wobi nach seinem Übertritte in's Flachland als braunen Schlamm wieder absetzt. Die Zuflüsse aus dem Somali-Lande dagegen führen nur rothe Ockererde, denn die ganze Oberfläche des Landes weist mit nur zwei Ausnahmen keine grösseren vulkanischen Gebilde auf.

Entwerfen wir eine kurze geologische Skizze des Landes. Das Tiefland besteht, wie auch ein Theil der Gebirge aus einer Ablagerung von Madreporen - Kalk, bedeckt mit Flugsand und etwas röthlichem, süßem Humus; in einer Entfernung von 2, oft 4 Stunden vom Meeresufer stossen wir stellenweis auf verwitterte Austerbänke, Venus - Muscheln und Korallenstücke. Erst hinter den ersten Bergrücken tritt primäre Formation zu Tage. Der 5- bis 6000 Fuss hohe Gebirgszug des Innern, welcher etwa 20 Stunden vom Meere entfernt ist, dessen höchste Gipfel jedoch von der See sichtbar sind, besteht fast durchgehends aus Kalkfelsen. Versteinerungen finden sich auf ihm selten; ab und an sieht man Holzversteinerungen und die Gehäuse einer Helix. Jene versteinerten Hölzer gehören nicht einer, sondern verschiedenen Baumgattungen an; die Jahresringe sind deutlich sichtbar. In den Thälern sieht man Glimmerschiefer stark verbreitet. Ausgebrannte Krater oder vulkanische Gebilde sind mir nicht bekannt; wohl aber giebt es im Gebiete der Habar Fol Djala, etwa 6 Stunden südlich von Enterat, einen noch thätigen Vulkan, der freilich viel Schwefelgas entwickelt, aber seit Menschengedenken keine Eruptionen mehr gehabt hat. Mit demselben Berge stehen zwei Quellen im Zusammenhange, von denen die eine sehr heiss und stark schwefelhaltig aus der Lava am Fusse des Vulkans zu Tage tritt, während die andere in einer Entfernung von 6 Stunden westlich bei Dobar ziemlich abgekühlt hervorquillt. Beide Quellen öffnen nur des Nachts und zwar zur gleichen Zeit (gewöhnlich nach Sonnenuntergang) ihre Schleusen, bei Tage ist das hervorquellende Wasserquantum sehr gering; die Eingeborenen behaupten, dass die beiden Quellen bei zunehmendem Monde viel stärker fließen, als bei abnehmendem. Im östlichen Theile des Somali-Landes soll es vor Zeiten Bergwerke gegeben haben; noch wird Schwefel-Antimon gewonnen, das als eine beliebte Augenschminke der Araber Handelsartikel ist.

Im Hochlande liegt unter dem rothen Ackerhumus ein fetter gelber Thon, welcher je nach der wellenförmigen Bewegung der darunter liegenden Kalkschicht eine Mächtigkeit von 4—8 Klaftern hat; unter der Kalkablagerung quillt das Wasser hervor. Das ist das gewöhnliche Resultat der Brunnengrabungen. Die sämtliche Wassermenge der Hochgebirge sickert durch all' diese Schichten durch, und

so geht ihre Nutzniessung jenen Gegenden verloren, und die Gebirgsbewohner haben stets über Wassermangel zu klagen. Um einen Brunnen von zehn bis fünfzehn Klaftern Tiefe zu graben, arbeiten die Eingeborenen 3—4 Jahre, da ihnen Werkzeuge und Arbeitskräfte mangeln. Der Brunneigentümer verabreicht das Wasser nur gegen bedeutende Vergütung, welcher der Bedürftige wie der Reiche sich unterziehen muss; die Heerden haben sich daran gewöhnt, sich 4—5 Tage des Wassers zu enthalten, und die Kameele werden während der trockenen Zeit nur alle 15 bis 20 Tage, in der Regenzeit nur alle 30 Tage getränkt. Wenn die Weiden des Tieflandes aufgezehrt sind, und das sämtliche Vieh in's Hochland getrieben wird, dann wird der Wassermangel im höchsten Grade fühlbar; dann giebt es blutige Kämpfe auf den Wasserplätzen, und mächtige Karawanenzüge eilen zum Tuk, um dort Wasser zu holen. Das Tiefland ist viel reicher an Quellen und Brunnen, als die Hochebene, aber der grösste Theil seines Wassers ist entweder salzig oder mit Bittersalz geschwängert.

Das Klima des Küstenstrichs und des Tieflandes ist ganz verschieden von dem an den Küsten des Rothen Meeres herrschenden. Die Temperatur ist freilich eine hohe, aber beständig von starken, oft sehr heftigen Seewinden gemildert. Die Regen der Küsten beginnen im Dezember und schliessen Anfangs Mai, doch haben sie nicht den heftigen Charakter der tropischen. Gewöhnlich nach kurzem Gewitter, dem ein starker Windstoss von Südwest vorausgeht, folgt ein feiner wohlthuender Regenguss, der oft 6—8 Stunden anhaltend langsam, wie er kam, wieder aufhört. Der bewölkte Himmel hellt sich nur allmählich auf. Der Regen wiederholt sich während 3—4 Tagen nacheinander, um dann eine Pause von 1—2 Wochen zu machen. Die eigentlichen Gewitterregen dauern nur 5—8 Minuten; vor ihnen flüchtet Alles, die Himmel sind schwarz, ein Wolkenbruch scheint nahe. Kaum ist der Regen gefallen, so trennen sich die finsternen Wolkenmassen und der Himmel ist rasch wieder hell und klar. Gewöhnlich kommen die Gewitterregen des Abends, während die gewöhnlichen Regen des Nachts beginnen und mit Tagesanbruch aufhören. Weder die feuchten Dünste, die dem Regen stets auf dem Fusse folgen, noch die gefürchteten Gase der sich üppig entwickelnden Vegetation scheinen hier einen nachtheiligen Einfluss auf die Gesundheit auszuüben. Überhaupt ist das Tiefland viel weniger mit Krankheiten geplagt, als das Hochland. Dieses letztere hat, wie natürlich, ein ganz abweichendes Klima. Die Luft ist viel reiner; kühle angenehme Winde kommen den aufwärts ziehenden Karawanen entgegen; erquickend frisch, ja, selbst kalt sind die Nächte. Wie prächtig lagert sich's zur Nacht am dicht-belaubten Ufer eines Strombettes! Millionen von Sternen

funkeln am Himmelsgewölbe; über uns steht das Siebengestirn und erinnert uns an die ferne Heimath, an die ferneren Lieben. Und unwillkürlich malen wir uns den freudigen Augenblick aus, an dem unser Fuss wieder die heimatliche Erde betritt, unser sehrender Arm die Geliebten umfängt. Neue Kräfte sammelnd, ruht das Auge aus von der grellen Tagessonne, die ihre heissen Strahlen blendend auf dem weissen Flusssande tanzen liess. Der junge Tag erwacht; wir brechen auf. Da sind die Glieder starr vor Frost und Kälte, ein eisiger Wind überrieselt uns, mit Ungeduld erwarten wir den Aufgang der Sonne, deren Strahlen erst gegen 8 Uhr Morgens die unangenehme Kälte überwinden; zuerst wohlthuend, dann immer heisser und nur zu bald lästig werdend. Die Differenz der Temperatur zwischen Tag und Nacht beträgt 12—18°. Ich bewundere die Eingeborenen. In ihr leichtes Tuch gehüllt, das sie am Tage vor der brennenden Sonne schützt, schlafen sie auch des Nachts, ohne gerade stark zu frieren. Das Temperatur-Minimum des Hochlandes beträgt 8° C., das Maximum 32°. Die Hochlandsregen beginnen schon Ende März, spätestens Anfangs April. Südwinde bringen gewöhnlich heftige Gewitter, Nordwinde dagegen, wenn sie anhaltend sind, führen meist lange andauernden wohlthuenden Regen herbei. Vom Anfange des April bis zum Juli fallen mächtige Regengüsse über das ganze Somali-Land; die Regenspauzen dauern höchstens zwei Tage, während es oft 2—3 Tage nacheinander regnet. Diese Regenzeit nennen die Eingeborenen Gu. Vom ersten Juli bis in den Oktober hinein fällt der Regen spärlicher, tritt nicht heftig auf und erstreckt sich nicht über sehr grosse Flächen; doch ist dieser feine Regen dem Wachstume zuträglicher. Der Himmel ist dann beständig bewölkt, und es erfolgt starke Thaubildung. Diese Periode heisst Hägä. Die Zeit von den ersten Tagen des Oktober bis zu den ersten Tagen des November heisst Kërën; es ziehen sich da die Regen nach Westen und befruchten Theile der Territorien der Habar Aul, Isa, Gedebursi Geri, die sog. Gotti, worunter man die Ländereien um Härär versteht. Der Hauptregen ist jetzt ein meist von starken Südwinden hergewehter Platzregen; gleich nach den letzten Tropfen ist die Erde wieder trocken. Von den ersten Tagen des November bis in den Januar hinein fällt Regen im Osten und Südosten des Landes; diese Zeit heisst Dair. Der Dair bringt selten Gewitterregen und ist daher den Weiden sehr zuträglich. Während der übrigen drei Monate vom Januar bis Ende März ist das Hochland trocken, und es tritt dann für dasselbe der Sommer ein, Djilal; während derselben Zeit wird das Tiefland reichlich mit Regen bedacht. Treffen im Hochlande die ersten Regen nach der dreimonatlichen Trockenheit nicht pünktlich ein, so entsteht für Menschen und Vieh eine Hungersnoth.

Wenn nun die ersten Hochlandsregen gefallen sind, wenn das junge Gras zauberhaft schnell hervorschiessend die ganze vorher so unansehnliche Landschaft in den prachtvollsten grünen Teppich kleidet, dann zeigen sich auch nicht minder schnell unzählige Heerschaaren von Fliegen aller Unarten und Millionen von grossen Moskitos, gleich denen des Weissen Nil. Menschen und Vieh sind der beständigen Verfolgung dieser hartnäckigen Blutsauger ausgesetzt; der Mensch entbehrt der kräftigen Ruhe, wird fieberkrank und erliegt oft aus Mangel an Schonung, Pflege und Schutz. Nicht selten kommt bei den Gebirgsbewohnern die Lungenschwindsucht vor, die wahrscheinlich durch den schroffen Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht hervorgerufen wird. Daneben sind Dysenterie und Augenentzündungen ziemlich häufig, auch die Hydrophobie ist bekannt.

Die Vegetation ist natürlich ebenfalls im Tieflande eine andere, als im Hochlande. Das Tiefland wird durch beinahe dieselbe ärmliche Pflanzenwelt charakterisirt, wie der Samhar; Mimose, *Calotropis procera*, Euphorbie und Coloquinte herrschen vor. Die Übergangsregion vom Tiefland in's Hochland wird schon belaubter, an den Ufern der Flussbetten treffen wir Tamarinden und Sykomoren; mächtige Schlingpflanzen wuchern an den Dornbüschen. Da sind die Lieblingsverstecke der Eidechsen und Schlangen. Im Hochlande treffen wir andere Physiognomien. Sehr verbreitet ist da die *Acazia nilotica*; die interessanteste Pflanze dieses Gebietes ist aber gewiss der Weihrauchbaum, von welchem im Somali-Land drei Gattungen bekannt sind. Die eine, Djau Der, ist ein circa 4—4½ Meter hoher Baum; auf einer weissen, tiefgehenden, kurzfasrigen Wurzel steht ein starker, ganz gerader Stamm, dessen Krone der des Europäischen Nussbaumes gleicht, die Rinde des Stammes ist fein, aber warzig, das Holz ähnelt ebenfalls etwas dem Nussbaumholz; die kleinen runden Blätter hängen paarweis und sehr dicht gestellt an den Ästen, ihre Form ist die des Buchsbaumblattes. Der Djau Der ist ein beliebter Schattenbaum; seine braune Rinde dient als Gerbstoff, und das Holz des abgestorbenen Baumes wird im Inlande als Räucher mittel gebraucht. Das Weihrauchharz, das aus dem Djau Der gewonnen wird, kommt unter dem Namen Liban Mascati oder Liban Maheri in den Handel und ist die feinste und theuerste Art dieses Artikels. Die Gewinnung des Weihrauchharzes ist bei allen Gattungen gleich. Der Eigenthümer des Baumes schneidet während der Sommerzeit an verschiedenen Stellen des Stammes ein kleines bis auf das Holz dringendes Loch aus der Rinde und findet dasselbe gegen Ende der Regenzeit mit dem werthvollen Harze angefüllt. Verschieden von diesem Baume ist der zweite Weihrauch-Produzent, der Beyo, der nur die Höhe eines

Mannes erreicht. Seine Krone hat die Form eines Schirmes, und seine Zweige berühren die Erde. Das Blatt ähnelt dem des Djau Der, ist nur etwas grösser und dunkler; der Stamm ist stets krumm, und die ganze Pflanze macht einen verkrüppelten Eindruck. Der Beyo ist viel verbreiteter, als der Djau Der und erzeugt bedeutend mehr von dem edlen Harze, das zwei Mal des Jahres gewonnen wird. Man unterscheidet drei Qualitäten des letzteren. Das Harz der ersten Ernte heisst Fesus, das der zweiten Naghua und das aus beiden herausgelesene unreine Harz Madjendel. Die dritte Weihrauchpflanze heisst Muchos. Der Muchos ist ein ansehnlicher Baum, doch nicht so gross wie der Djau Der; er hat kleine weisse Dornen und eine silberweisse Rinde. Sein Harz ist dem Fesus untergeordnet, wird aber häufig als Fesus in den Handel gebracht. Eine andere erwähnenswerthe Pflanze ist der Hodé-Strauch; ohne Stamm treiben seine Äste gleich aus der Wurzel in die Höhe und fallen dann auf die Erde zurück; die Rinde ist weiss und weich und lässt angeschnitten einen dicken Saft entfliessen, der sich an der Luft zu faustgrossen undurchsichtigen weissen Gummiknollen formt. Alle Gummisorten sind im Hochlande vertreten. Eine eigenthümliche Pflanze, die mir oft begegnete, ist die Abobo Badi Ween; die sehr kleine, zähe Wurzel treibt eine mächtige fleischige Knolle mit brauner Rinde, auf der einige kaum fingerlange Zweiglein stehen; angeschnitten giebt die Pflanze eine helle Flüssigkeit von sich. Die Euphorbien sind zahlreich vertreten, namentlich die Leuchter-Euphorbie, die jedoch nicht die Höhe und den Umfang der Abessinischen erreicht. Die zahlreichen Giftpflanzen sind den Eingeborenen meist wenig bekannt. Jedoch bereitet man aus einer Aristolochia ein gefürchtetes Pfeilgift, das unfehlbaren Tod bringt; schon eine halbe Stunde nach dem Schusse zeigen sich die Anzeichen des herannahenden Todes, Ausfallen der Haare und Zurücktreten der Augen in ihre Höhlen. Auch soll aus einer Wabey genannten Euphorbie ein Gift bereitet werden, indem die zerhackte Wurzel bis zur Dickflüssigkeit ausgesiedet wird, und man so eine klebrige und fadenziehende pechartige Masse erhält. Einige Kügelchen davon genügen, um ein Schaf nach höchstens 2 Stunden zu tödten. Erst ganz in der Nähe des Wobi-Gebietes tritt die Adansonie auf; auch hier erreicht sie einen unglaublich grossen Umfang. Ganze Karawanen können sich in ihrem Schatten und in der Höhlung des Baumstammes lagern, deren Durchmesser oft bis fünfzehn Fuss beträgt. Weiter im Westen scheint auch die Sykomore viel verbreiteter zu sein; bei den Gallas gilt sie als heilig, unter ihrem Schatten werden die wichtigsten Berathungen abgehalten, deren Gelingen auch vom Willen des Baumes abhängt; wer, von Feinden verfolgt, sich unter den Schatten einer Sykomore

retten kann, hat damit ein sicheres Asyl erreicht. Den Wobi entlang finden sich wieder kultivirte Gegenden und zahlreiche alte Brunnen, Cisternen, Ruinen von Gartenmauern und ausländische, jetzt verwilderte Fruchtbäume. Da treffen wir Limonen, Pomeranzen, Mandeln, Feigen, Weinreben wild wachsend; Niemand denkt daran, die Früchte zu geniessen. Die heutige Landeskultur beschränkt sich auf Durrah, Mais, Weizen und Erbsen. Dem Lande der Ogadē ist der Riesenbuchsbaum eigenthümlich; derselbe erreicht eine Höhe von 3 — 4 Meter, und sein Holz, das jedoch dem Europäischen weit nachsteht, wird zu Löffeln, Stühlen, Peitschenstöcken und Haarkämmen verarbeitet. Der in Afrika so verbreitete Meswag (Raakbaum) ist auch hier bekannt. Bekanntlich ist die Sitte, die Zähne mit Meswag zu reinigen, von Mahommed selbst jedem Gläubigen anempfohlen; ein Gebet, mit gereinigten Zähnen gesprochen, hat einen 40 Mal grösseren Werth, als eines, das aus ungereinigtem Munde kommt. Es ist eine überaus grosse Seltenheit, dass Jemand, der dieses Zahnreinigungsmittel gebraucht, über Zahnübel zu klagen hätte.

Interessant und reich ist die Fauna des Somali-Landes. Wir erwähnen zunächst die Wanderheuschrecke; ihr sonst so gefürchtetes Erscheinen hat hier nicht die grosse Bedeutung wie z. B. in den Nil-Ländern. Gewöhnlich sind es heftige Südstürme, von denen ihre Schaaren willenlos herbeigetrieben werden. Der Somali geniesst die Heuschrecke nicht, sie ist für ihn unrein. Merkwürdig ist eine giftige, grosse, schwarze Ameise, die sich aus feiner Thonerde bis 5 Meter hohe Gebäude erbaut. Wird das Thier verfolgt oder zertreten, so giebt es einen die ganze Luft verpestenden Aasgeruch von sich; sehr oft habe ich auf meiner Reise wegen dieses unausstehlichen Gestankes die Schlafstelle wechseln müssen. Gewöhnlich nach der Regenzeit bemächtigen sich die Eingeborenen der Lehmhütten dieser Ameise, die mit herrlichem Honig gefüllt sind, welchem ebenfalls der Honigvogel nachstellt, der, wenn er nicht selbst im Stande ist, sich des Honigs zu bemeistern, die Hütten der Eingeborenen aufsucht, die ihm folgend den Honigberg eröffnen und dem Vogel seine Denunciations-Gebühren redlich bezahlen. Auch Bienenhonig ist nicht selten, doch weniger geschätzt, da er nach der Behauptung der Somalis Kopfschmerz verursacht; das Wachs wird nicht benutzt. In Härär dagegen treibt man ordentliche Bienenzucht; aus dem Honig wird ein viel genossener Wein hergestellt. Skorpione und Taranteln sind nicht sehr häufig, wohl aber ein grün und schwarz gefärbter Vierzigfüssler, dessen Stich sehr gefährlich und schmerzlich ist.

Der Wobi ist reich an Fischen aller Gattungen. Das interessanteste der in ihm lebenden Thiere scheint der sog. Flusshund zu sein, der nach der Beschreibung der Ufer-

bewohner mit dem Wasser-Schaf, Charuf el Bahr, des Weissen Nil identisch sein muss; das letztere ist von Dr. Ori in Chartum beschrieben. Fischottern (Hoor), Krokodile (Yahas), Flusspferde (Djer) und Riesenschildkröten (Din) sind im Wobi reichlich vertreten.

Wichtig und ergiebig ist die Meeresfischerei, wenn auch nicht in dem Maasse, wie im Rothen Meere. Lohnend ist besonders der Fang des Halicore Dugong, eines höchstens 3 Meter langen Meer-Säugethieres, das theils mit Harpunen, theils in eigens dazu geflochtenen Netzen gefangen wird. Die Haut dieses Thieres wird im Inlande verwerthet, während die elfenbeinartigen Zähne zu geschätzten Rosenkränzen verarbeitet werden, welche schwer gebärenden Frauen die Niederkunft erleichtern sollen; eben so sind sie ein unfehlbares Mittel gegen den bösen Blick. Die Jagd auf die gierigen Raubthiere der See, auf den Haifisch, Hundsfisch, Hammerfisch und Sägefisch beschäftigt hier etwa 30 Barken, die an der Küste zwischen Bulahar und Kerem arbeiten; die Rücken- und Schwanzflossen jener Fische werden zu feinen Arbeiten nach Indien, China und Zanzibar versandt, während das eingesalzene und getrocknete Fleisch als Luxusgericht nach Süd-Arabien und Zanzibar geht. Perlen und Korallen werden von den Fischern, bei ruhiger See natürlich, mit in Kauf genommen, doch ist die Ausbeute, wie der Schilkrötenfang, von sehr geringer Bedeutung.

Alle Amphibien werden von den Somalis verabscheut; die unheimlichsten Eigenschaften werden ihnen zugeschrieben. In tiefen Brunnen und in alten verfallenen Bergwerken, die sich im Lande der Tol Bahanta finden, soll ein weisser Molch vorkommen; ausserdem will der Somali noch einen andern grossen weissen Molch kennen, der sich jedoch nicht in der Nähe des Wassers, sondern im grünen Gras und unter grünem Laubwerk aufhält.

Die Vögel des Somali-Landes sind grösstentheils alte Bekannte aus dem Samhar und aus Abessinien. Reich an Species sind die Geier, Adler und Falken, die mit wenigen Ausnahmen die Reinlichkeits-Polizei der Ortschaften und der Vieh-Seriben bilden. Sie werden von den Eingeborenen gern gesehen, weil sie, ausser der erwähnten Eigenschaft, die dem Somali verhassten Insekten und Amphibien vertilgen helfen. Ein kleiner Falke mit weissem Gefieder verdient besondere Erwähnung. In Abessinien scheint er nicht vorzukommen, und die Eingeborenen behaupten, dass er nur der Hochebene des Somali-Landes eigen sei. Er spaltet mit wunderbarer Geschicklichkeit den Kopf der grössten Schlangen und verzehrt ihr Fleisch als Leckerbissen. Unter den bekannten Gattungen treffen wir den Ohrenger (Babbo), Schlangenger (Gudlé), Fischadler (Galed) u. a. Die Lebensweise dieser Raubvögel ist von Brehm und Rüppel ausführlich beschrieben worden. Wo schmutzige Leute wohnen,

sammeln sich die Geier, und in Wahrheit finden dieselben hauptsächlich in den Niederlassungen am Meere reichliche Nahrung; im Inlande zeigen die Geierschaaren die Plätze an, wo die Eingeborenen auf ihren Raubzügen gekämpft haben. Pflichtgetreu folgen sie den Karawanen und Viehheerden. Die gefallenen Kameele oder Ochsen, die es auf solchen Zügen häufig genug zu geben pflegt, sind in Zeit von zwei Stunden entfleischt, und den Hyänen die Nachlese überlassend, holen die Geier nach verrichteter Arbeit den Zug wieder ein. Überdiess sind die Falken und Geier gar keine Verächter der Heuschrecken, und als solche gehören sie mit zu den Hauptvertilgern dieser Plage. Die Wohnungen der Raubvögel sind von den Wasserstätten bedingt, in deren Nähe sie sich stets zahlreich aufhalten, besonders weil da der Versammlungsort der Heerden ist. Überdiess zieht die Nähe des Wassers eine Unzahl von Insekten an, die hauptsächlich nach Sonnenuntergang den Nachtraubvögeln ein willkommener Schmaus sind. Von den Eulen kennt der Somali nur den Ziegenmelker (Abödi), wegen seines widerlichen Geschreies verrufen. Der Abödi ist das Thier der Mährchen, des Aberglaubens. Jedermann glaubt, dass diese Eule während der Nacht den kleinen Kindern Blut aus der Nase entzieht, woran sie ersticken. An kleinen Vögeln ist hauptsächlich die zweite Gebirgskette reich. Sperlinge, Schwalben, Finken, Bachstelzen, Turteltauben, Kolibris u. a. finden sich in grosser Menge. Nichts ist einladender als ein frischer Sommermorgen im Gebirge. Kaum ist der Morgenstern aufgegangen, so tönt von Nah und Fern der feierliche Gesang (Ya Rahmet el Rahemin erhamna) der frommen Moslem; auch in den Büschen und Sträuchern regt es sich, man hört zwitschern, dann wird geplaudert, und endlich mit den ersten Strahlen der Morgenröthe stimmt die ganze befiederte Welt, jeder nach seiner Weise, dem Herrn ein Morgenlied an. Man könnte die Thierchen um ihre Sorglosigkeit und um ihre Lieblichkeit beneiden. Da ist ein reges Leben und Treiben, ein ewiges Schauspiel, an dem man sich nie satt sehen kann. Hier fliegen Sperlinge mit gefüllten Schnäbeln in ihr geheimes Versteck, dort schießen buntgefiederte Kolibris an unserm Blick vorüber, die spielend einander verfolgen; der eine ruft, der andere antwortet — fürwahr, viel bequemer als Liebesbriefe schreiben und mit tausend Listen die wachsame Schwiegermutter hintergehen. Doch ist auch unsere kleine, buntgefiederte Braut etwas spröde; tausend Mal entflieht sie ihrem Seladon, und tausend Mal begegnen und beliebängeln beide sich, bis die Dame endlich, verschämt einwilligend, von Ast zu Ast, von Baum zu Baum ihm folgt, bis er sie in das wohl eben vollendete Haus als Lebensgefährtin hineinführt.

Der Eingeborene hat keinen Sinn für solche Schauspiele,

doch kennt er die Vögel, die für ihn einen praktischen Nutzen haben. Er hat seine Waffen abgelegt, den Schild unter dem Haupte faulenzte er im kühlen Schatten. Doch plötzlich springt er auf, wie von einer Schlange gebissen. Was war das? Über unseren Häuptern setzt sich ein kleiner unscheinbarer Vogel nieder, es ist der Honigvogel (Mars). Er bringt entweder die Löwen und Leoparden, oder giebt Nachricht von einer sich nahenden Räuberbande, oder er führt uns zum Honigversteck.

Ängstlich und vorsichtig folgt der Somali dem merkwürdigen Thiere, das den Menschen nicht scheuend immer in seiner Nähe bleibt und beständig schreiend einige Schritte vorausflattert. Die Gebirgsbewohner behaupten sogar, an der Art seines Geschreies erkennen zu können, ob er sie zu Honig oder zu Löwen führt. Ist das Ziel der Reise ein Honigstock, so erwartet der kleine Verräther seine Gebühr an Honig und Wachs, was er dermaassen liebt, dass er oft aus der Hand seines Begleiters frisst.

Hühner und Tauben sind im Somali-Lande nur in wasserreichen Gegenden sehr zahlreich. Als Ausnahmen von den bekannten Species dieser Familien verdient das Huhn der Erwähnung. Schon vor mehreren Jahren berichtete mir Carl Piaggia, der sich während längerer Zeit bei den Niam Niam aufgehalten hatte, von einem kleinen Feldhuhn, das den Schwanz in vertikaler Richtung trage. Diese Notiz bestätigte einige Jahre später der Marquis Antinori, der diese Gattung am Anseba angetroffen hat, leider aber kein Exemplar davon erhalten konnte. Ein mit Piaggia's Beschreibung übereinstimmendes schwarzes Hühnchen traf ich im Hochgebirge, doch kaum hatte ich es gesehen, war es auch wieder spurlos verschwunden. Diese kleinen Hühner haben einen schweren und kurzen Flug, desto behender sind sie zu Fuss. Ihr Lieblingsaufenthalt ist in dichtbelaubten Flussbetten, wo sie sich gern unter den Ranken der Schlingpflanzen versteckt halten. Genauer jedoch sah ich eine röthlich-braune Perlhenne, die ganz dem gewöhnlichen Perlhuhn gleich ist und nur durch ihr röthliches Gefieder und etwas gedrungener Form sich vom ersteren unterscheidet. Hühner und Tauben, überhaupt alles Geflügel, gelten als unrein; daher kommt es, dass die Eingeborenen sich kein Hausgeflügel halten, was auch von dem Nomadenleben herühren mag, da es den Hirten schwer fallen würde, ihre Hühner auf all' ihren Wanderungen mitzuschleppen.

Die Meervögel des Tieflandes sind die uns längst bekannten Möven, Taucher, Reiher, Strandläufer. Die Taucher besonders kommen in zahlreicher Menge vor und ihr feines weiches Gefieder dürfte mit der Zeit ein gesuchter Ausfuhrartikel werden. Die Süßwasservögel weisen grösseren Reichtum der Gattungen auf. Wir treffen dort den Pelikan in Masse, die hohe Fluth und die starken Brandungen des

Meeres gestatten ihm dort keinen sichern Aufenthalt, während er im Tuk und Wobi reichliche Nahrung findet. Dort treffen wir den Ibis und unabsehbare Züge von Kranichen, die in Ogadän den Durrah- und Weizen-Pflanzungen oft sehr schädlich werden. Enten und Gänse haben auch hier, wie am Weissen Nil, die Eigenthümlichkeit, dass sie auf Bäumen nisten, um dort ihre Eier auszubrüten. Sie kommen in ungeheurer Anzahl vor. Der Wobi scheint überhaupt ein Versammlungsort der ganzen Fauna des Somali-Landes zu sein. Die Eingeborenen sprachen von einem grossen Zugreih, worunter sie wahrscheinlich den Storch meinen. Die dicht- und wildbewachsenen Ufer des Wobi, die den Vögeln hauptsächlich sichern und schattigen Schutz gewähren, sind der Aufenthalt noch mancher uns unbekanntes Species.

Der einzige Vogel, der den Handel interessirt, ist hier der Strauss, der im ganzen Somali-Lande vorkommt und sehr häufig getroffen wird. Sein gefährlichster Feind ist der vergiftete Pfeil der Rami, die sich hauptsächlich mit Straussenjagd beschäftigen. Da der Rami, als dem Somali untergeordnet und gleichsam dessen Leibeigener, kein Pferd besteigen darf, muss er auf diese mühsame Weise seine Beute erlegen, während der Somali den Strauss mit Pferden so lange jagt, bis er müde und ermattet niederfällt und so, ohne die Federn zu beschmutzen, sorgfältig geschlachtet werden kann. Das Treibjagen dauert oft bis 3 Stunden. Die Rami geniessen das Straussenfleisch; nicht aber die Somalis, die nur sein Fett als Medicin gegen Fieber gebrauchen. Die Eingeborenen halten gezähmte Strausse, die mit dem Vieh auf die Weide getrieben werden. In den Steppen, wo der Strauss haust, hält sich auch die Trappe, der grösste Feind der Heuschrecken, auf. Doch zieht sie sich während der trockenen Jahreszeit in die Thäler zurück, wo sie Wasser findet.

An Säugethieren ist das Somali-Land überaus reich. Am gefürchtetsten ist hier, wie überall, das Katzensgeschlecht. Anstatt der Hauskatze, die von den Eingeborenen als unreines Thier nicht gehalten wird, ist die wilde Katze desto zahlreicher vertreten, doch zeigt sie sich nie in den Höfen, da sie Hühner und Tauben dort nicht findet. Fast eben so häufig ist die Zibethkatze, die jedoch nur im Galla-Land, wo sie noch häufiger vorkommt, für kaufmännische Zwecke gejagt oder im Hause gross gezogen wird. Ihr ähnlich ist die Genetkatze, die auch Zibethgeruch von sich giebt, aber nie gezähmt werden kann. Überaus häufig ist der Leopard, von den Somalis Schebel genannt. Man kennt 3 Arten im Somali-Lande. Der gefährlichste ist der Jagd-Leopard, der sich von dem gemeinen Leoparden durch sein gelbliches, mit weniger, aber grossen Punkten gezeichnetes Fell und seinen längern und schlankern Körper unterscheidet. Viele Reisende bezeichnen den Leoparden als ein ganz feiges und

wenig gefährliches Thier, obschon er wenigstens drei Mal mehr Menschen tödtet, als der ihm an Kraft, nicht aber an Behendigkeit überlegene Löwe. Wenn die Somalis des Nachts einzeln durch ein Flussbett gehen, das stark beschattet ist, so tragen sie aus Furcht vor diesem blutdürstigen Feind den Schild im Nacken. Er ist besonders häufig in zerklüfteten, felsigen Gebirgsgegenden, dort hat daher der Reisende vor ihm immer auf der Hut zu sein. Eine sprechende Warnung geben uns an solchen Stellen die vielen Grabstätten, in denen die Opfer der Leoparden ruhen. Die Eingeborenen verfolgen das verhasste Raubthier auf alle mögliche Weise; so z. B. befestigen sie auf der äussersten Spitze eines hohen Baumastes ein Stück frisches noch blutendes Fleisch, schneiden den Ast halb durch und erwarten den gefräßigen Feind in einem sichern Verstecke. Kaum riecht das Thier das Blut, so kommt er aus seinem Felseneste hervor, nähert sich vorsichtig dem Baume und klettert langsam zu dem Aste hin, wo das Fleisch befestigt ist. Immer gefährlicher wird seine Stellung, bis endlich der Ast unter dem Gewichte des Leoparden bricht und das Thier in die Tiefe fällt. Das gestürzte, meist verwundete Thier wird dann, ehe es fliehen kann, von dem Jäger mit der Lanze erstochen. Im Somali-Lande, wo der Gebrauch der Feuerwaffen noch nicht bekannt ist, sind Löwen und Leoparden leicht durch einen blinden Schuss fern zu halten. Wenn der Leopard hungrig ist, greift er den Menschen an wie er ihn trifft, und wenn er in seinem Sprunge verhindert wird, so richtet er sich an seinem Opfer empor, die Krallen im Rücken einfleischend, um die Gurgel zu durchbeissen. Ein starker, muthiger Mann kann ihn jedoch ohne grosse Mühe bemeistern, wenn er ihn an der Kehle erwischen kann. Schwer vom Leoparden zu unterscheiden ist der Panther (Harematt), ersterem an Kraft, Grösse und Muth überlegen. Zum Glück ist er nicht so behende wie der Leopard, und kommt seltener vor. Im Somali-Lande giebt es eine Eule, deren heiseres Geschrei ganz demjenigen des Leoparden gleicht und den aus dem Schlafe aufgeweckten Wanderer oft irre führt.

Der Löwe (Libah) ist beinahe eben so stark verbreitet wie der Leopard, doch ist er im Allgemeinen weniger gefürchtet, weil er dem Menschen die Vertheidigung durch seine offenen Angriffe ermöglicht. Überdiess vergreift er sich selten an Menschen, da er sich an der reichen Jagd und am Hornvieh hinreichend sättigen kann. Ein Somali erzählte mir, dass er auf einem Eilmarsche nach Ogadēn eines Abends ganz ermüdet sich unter einem Dornbusch zur Ruhe legte, um den folgenden Morgen seine Reise fortzusetzen. Die Müdigkeit siegte, er schlief den festen Schlaf des Gerechten. Am Morgen als er aufwachte, bemerkte er zu seinem Ärger, dass die Sonne schon aufgegangen war,

und wollte, um die verschlafene Zeit einzuholen, gleich wieder aufbrechen. Als er um sich blickte, bemerkte er einen mächtigen Löwen, der neben ihm lag, und an den er in der vergangenen Nacht seinen Schild gelehnt hatte. Beide betrachteten sich, bis der Mann sich langsam erhob und seine Waffen an Ort und Stelle lassend den Ort verliess. Auch der Löwe erhob und entfernte sich in einer andern Richtung, und der Reisende konnte seine Waffen holen und seine Reise fortsetzen. Es ist selten, dass der Löwe einen einzelnen Wanderer angreift, wenn derselbe ruhig seinen Weg fortsetzt. Sollte er aber von Hunger getrieben dennoch angreifen, so ist es nach der Aussage der Eingeborenen am besten, ihn immer langsam, den Dolch in der Hand, zu verfolgen, jedoch näher als Sprungweite. Es scheint, dass er die Lanze weniger fürchtet als das Dolchmesser; denn alle Somalis, die sich mit Löwen in Kämpfe eingelassen haben, stimmen darin überein, dass das Messer die einzige Rettung sei. Löwenfelle sind lange nicht so theuer wie in Abessinien; für 3 Pfd. Sterl. kann man das Fell eines schönen männlichen Löwen kaufen.

In den westlichen Provinzen des Somali-Landes kommt der schwarze Leopard häufig vor, doch wird sein Fell selten auf den Markt gebracht, weil die Galla dasselbe als Schmuck vorzugsweise gern tragen und theuer bezahlen.

Der Gepard kommt überall vor, doch widmet man ihm, weil er nicht gefährlich ist, keine Aufmerksamkeit, obwohl sein Fell zu verwerthen ist.

Wie mit den zahmen Katzen, verhält es sich auch mit den Hunden; der Somali hält sie nicht, schon weil der Koran dieselben für unrein erklärt, und weil der Hund ihm als ein ganz unnützer Fresser erscheint. Sehr zahlreich sind dagegen Schakale, Hyänen und ein im Samhar nicht gekannter Fuchs vertreten. Letzterer soll in grosser Anzahl seine Jagdzüge unternehmen und wird durch seine Überzahl den Menschen und dem Vieh gefährlich; ja, man erzählt, dass der Löwe seinen Zügen ausweicht. Es darf dieses Thier nicht mit dem gemalten Hund verwechselt werden, der hier auch vorkommt und wie der obengenannte Fuchs in Gesellschaft jagt. Doch ist letzterer mehr ein Bewohner des Tieflandes, während ersterer nur in den Gebirgen sich aufhält. Die Hyäne ist nicht so häufig, wie ich nach den Erzählungen der Eingeborenen vermuthete. Doch giebt es verschiedene Arten: die gestreifte, die schwarze, die Todtengräber-Hyäne, und nach der Beschreibung der Somalis den Hyänen-Hund, ein grauer Hund mit spitzer Schnauze und kleiner Mähne. Der letztere wird ebenfalls unter den Namen Woraba (Hyäne) mit einbegriffen. Die beiden ersteren sind den Eingeborenen besonders verhasst, weil sie unter Anderem auch kleinen Kindern nachstellen. Der Schakal ist das verbreitetste Raubthier; man unterscheidet

zwei Abarten, die eine mit schwarzer Rückenzeichnung, und die andere mit gewöhnlichem Fuchspelz. Der Schakal gehört mit zur Reinlichkeits-Polizei der Dörfer; was die Geier und Hyänen übrig lassen, wird vom Schakal vollends aufgezehrt; heulend umkreist er die Wachtfeuer der Karawanen und ist nicht ungerne gesehen, weil er die Annäherung gefährlicher Raubthiere durch seine Flucht anzeigt.

An Affen ist das Somali-Land arm; man kennt ausser dem Pavian (Dayer) keine Art, dieser aber kommt in grosser Menge vor und bewohnt hauptsächlich die Wasserplätze. Der Pavian lebt in grossen Familien mit echt patriarchalischen Gewohnheiten. Possirlich ist das Treiben und Leben dieser Thiere anzusehen. Auf grossen Felsblöcken und Bäumen sitzt ein ganzer Stamm von bis 60 Mitgliedern, Männchen und Weibchen. Von weitem erkennt man an ihrer Grösse und ihren schönen Pelzen die ausgewachsenen, kampffähigen Männchen, und unter diesen ist wiederum durch seine Position in der Mitte der Versammlung, so wie durch seine imposante Grösse der Grosspapa, der Stammhüptling von den übrigen Männchen leicht zu unterscheiden. Das Haupt der Bande eignet sich alle Weibchen an, und wehe den übrigen Genossen, wenn sie es wagen sollten, seine Damen zum Ehebruch zu verleiten. Auch scheinen die holden Frauen keine grosse Neigung zu zeigen, sich mit der jüngern Generation in Liebesverhältnisse einzulassen, denn sie sind sämmtlich um das greise Haupt versammelt, dem sie das Ungeziefer vom Leibe lesen. Die anderen Männchen übernehmen gegenseitig das wichtige Amt, sich vom Ungeziefer zu reinigen. Die verschiedenen Familien führen oft hartnäckige Kriege; wenn zwei Männchen sich in die Haare gerathen, so vertheidigen sie stets mit der linken Hand die Geschlechtstheile, während ihr fürchterliches Gebiss und die rechte Hand als Offensiv-Waffen dienen. Bleibt ein Stammhüptling in der Schlacht liegen, so entsteht eine allgemeine Familienbalgerei um den Besitz der Weibchen. Jeder galante Jüngling nimmt zwei bis drei derselben in seinen Arm und sucht sich mit ihnen so schnell wie möglich auf seinen Felsblock zu retten. Doch geht die Fahrt nicht so schnell als er hofft, denn es kommt ein zweiter, dritter Buhle und entreisst ihm eine oder zwei der Liebchen; während er um das verlorene kämpft, wird ihm auch das dritte entrissen. So dauert der Kampf mit abwechselndem Glück zwei bis drei Stunden fort, bis endlich einige der Nebenbuhler den Todesbiss erhalten haben und der Sieger sich als unabhängiger Monarch an die Spitze der übrig gebliebenen Treuen stellt, um den Platz seines seligen Vorgängers einzunehmen. Der Glaube der Eingeborenen, dass der Pavian eine von Gott verfluchte Menschenrasse sei, stammt aus Arabien und schützt diese Thiere vor der Verfolgung der Menschen.

An Nagethieren weist das Somali-Land verschiedene Arten auf. Die Rattmaus ist sehr selten und kommt nur in den Niederlassungen der Küste, aber nicht im Inland vor; desto häufiger trifft man dagegen eine kleine röthlich-braune Feldmaus, die sich aber selten in die Hütte der Eingeborenen wagt. In den Wäldern findet man eine Art Eichhorn, das auch wie das unsere bald auf Bäumen und Sträuchern, bald auf der Erde sich herumtummelt, jedoch nicht so gross ist, und anstatt des röthlichen ein graues Fell hat; es entwickelt, wie unser Eichhörnchen, grosse Lebhaftigkeit und Munterkeit und wehrt sich mit vielem Muth gegen unerwartete Angriffe.

Die Gazellen und Antilopen sind das einzige Wild, das von den Eingeborenen des Fleisches wegen gejagt wird. Ich erwähne den Gerenul, eine grosse, rothe Antilope mit Gemshörnern; das Gosley ist eine Art Beni Israel-Antilope, grösser als die gewöhnliche Gazelle und auch einfarbig. Aul ist die gewöhnliche Antilope mit weissem Hintertheil, und Dero die Gazelle. Sehr häufig ist die Beza-Antilope, die hauptsächlich in den Niederungen zahlreich ist, während das Agasemi (Godes) mehr die waldigen Theile der Hochebene bewohnt. Seltener, aber bekannter und mit den beiden in der Grösse übereinstimmend, ist die Lyk-Antilope; dieselbe ist röthlich gefärbt, ohne Zeichnung und mit starken, kurzen, nach hinten gebogenen Hörnern. Den zahmen Wiederkäuern wird ein späteres Kapitel gewidmet sein. Hier ist allenfalls noch die Giraffe anzuführen, deren Haut zur Verarbeitung von Schildern verwerthet wird. Grosser Verbreitung erfreuen sich die Dickhäuter. So sind namentlich die Wildschweine, ein Leckerbissen für den Europäer, in grosser Anzahl vorhanden; doch Niemand der Inländer würde ein solches auch nur mit der Lanzenspitze berühren, geschweige denn tödten. Ja, die Furcht, von demselben verunreinigt und so für den Himmel untauglich gemacht zu werden, ist so gross, dass ein aufgeschrecktes Wildschwein einen ganzen Trupp Männer in die Flucht jagen kann. Ganz anders ist's mit dem Rhinoceros, auf welches der Hörner und der Haut halber häufig Jagd gemacht wird. In Ermangelung der Feuerwaffen erwartet der Jäger sein Wild an der Wasserstätte, wo er einen nahen Baum besteigt, um von dieser geschützten Stellung aus mit vergifteten Lanzen das Thier zu tödten. Viele Somalis behaupten, dass man dasselbe mit dem Pferde jage und mit Lanzenstichen tödte, doch scheint mir diess ziemlich fabelhaft. Die Hörner des Rhinoceros werden in's Ausland verkauft, wo sie in der Hand der Künstler zu höchst gefälligen Trinkgefässen umgearbeitet werden, denen z. B. in der ganzen Türkei die Eigenschaft beigelegt wird, die daraus genossenen Gifte unschädlich zu machen. Aus den dicken Häuten dagegen werden nette kleine Schilde verfertigt, mit regel-

mässigen geometrischen Figuren geschmückt; auch macht man daraus künstlich gearbeitete Peitschen. Die Hippopotami werden, weil sie weniger gefährlich sind, häufiger erlegt; die Haut derselben ist noch geschätzter, wie diejenige des Rhinoceros, weil sie nicht nur ebenso dick, sondern sehr weiss ist und viel reinere Arbeiten liefert. Das Hippopotamus wird harpunirt, weil es, sobald es sich verwundet fühlt, in's Wasser zurückeilt.

Die Jagd auf die sehr häufigen Elephanten (Morodi) wird am fleissigsten betrieben, doch ist sie nur mit ungemessenen Anstrengungen, Entbehrungen und unter grossen Gefahren auszuführen. Gewöhnlich setzt sich der Jäger, der eine Elephanten-Heerde erblickt hat, zu Pferde, reitet auf halbe Speerwurfsweite an das schönste Thier heran, dem er ohne Gefahr beikommen kann, und versetzt demselben den ersten Stoss. Verfolgt das verwundete Wild den fliehenden Reiter, so ist es unnütz, den zweiten Wurf zu thun; denn da der wüthende Elephante den Jäger an jeden beliebigen Ort verfolgt, so kann der letztere leicht das Thier in die Nähe seines versteckten Jagdgehilfen bringen, der dem Elephanten mit dem Schwerte die Gelenksehne des Hinterfusses durchschneidet, wodurch das Thier im Gehen gehindert wird und leicht getödtet werden kann. Doch wehe dem Jäger, wenn sein Pferd ermüdet oder stürzt, da ist das Entkommen sehr schwer, und die Rettung nur durch schnelles Verstecken möglich, wenn das Terrain Felsblöcke oder dichtes Gestrüpp zu dem Zwecke bietet; denn der Elephante ist sehr ungeschickt im Auffinden eines Versteckes.

Oft wird der Elephante mit vergifteten Pfeilen oder Lanzen erlegt. Er macht Wanderungen von unglaublicher Ausdehnung, ihn schreckt kein Terrain-Hinderniss, keine dornige Wildniss ab; überall bricht er sich Bahn. Dem in den Handel gebrachten Quantum von Elfenbein nach zu urtheilen, beschäftigt sich nur ein kleiner Theil der Bevölkerung mit Elephanten-Jagd, und man darf annehmen, dass die Anzahl dieser Riesenthiere eher zunimmt, als sich vermindert. Die Elephanten-Haut ist im Inlande nicht so geschätzt, wie diejenige der vorher erwähnten Dickhäuter.

Ein im Somali-Lande nicht selten vorkommendes, sehr interessantes Thier ist das Zebra; es tummelt sich in grossen Heerden auf der mächtigen Hochebene herum, wo sein Hauptweideplatz ist; nur während der trockenen Zeit zieht es sich in die Nähe der Gebirge, um Wasser zu finden. Der Somali stellt demselben nicht nach, weswegen auch sehr selten Zebra-Häute auf dem Markte gesehen werden. Es zeigt keine grosse Furcht vor dem Menschen, nur vor Kameelen oder berittener Mannschaft flüchtet sich die ganze Heerde, bevor man ihnen auf Schussweite nahe kommen kann.

Häufiger noch wie das Zebra ist der wilde Esel; doch ist er nicht schwarz wie der wilde Esel des Sudan, sondern grau mit schwarzen Streifen über die Vorderschenkel und Kniee. Er ist viel grösser, kräftiger und geschmeidiger wie der zahme Esel, aber nach hinten etwas abschüssig gebaut. Weder der wilde Esel, noch das Zebra lassen sich zähmen.

III. Ethnographie und Ethnologie.

1. Die Volksstämme des Landes. — 2. Sprachliches. — 3. Volkscharakter. — 4. Sittlichkeit. — 5. Religion. — 6. Zeitrechnung. — 7. Gebräuche. — 8. Nahrungsmittel und Kleidung. — 9. Gesetze.

Die Volksstämme des Landes. Die Verschiedenheit des Ursprunges der das Somali-Land bewohnenden Stämme mag die Ursache sein, dass die Somalis keinen einheitlichen Volkstypus haben. Das einzige Kennzeichen, das fast jedes Mitglied dieser verkommenen Räubernation brandmarkt, sind die vielen Narben; auch erfreuen sich alle eines wild wuchernden, durch Kalkschminke gelbroth gefärbten Haarwuchses. Im übrigen trifft man sogar in derselben Familie Männer von ganz verschiedener Gesichtsbildung, die einen mit dünnen, zusammengepressten Lippen und Adlernasen, andere mit aufgeworfenen Lippen und dicken Nasen. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich ganz allgemein durch schöne zierliche Formen, durch kleine Hände und Füsse und gelenkiges Wesen aus; aber alle diese Eigenschaften verdeckt ihre grenzenlose Unreinlichkeit. Von den benachbarten Gallas durch Verschiedenheit der Religion und auch

Haggenmacher's Somali-Land.

räumlich durch hohe Gebirgsgegenden getrennt, halten sich die Somalis auch fremd und feindlich von allen anderen Ausländern zurück.

Betrachten wir zunächst die Achdam, eine Stammgruppe, die fast die niedrige Stellung einer Paria-Kaste einnimmt. Die Achdam zerfallen in drei Stämme, von welchen der der Tumulod der angesehenste ist. Diese bilden eine aus allen Stämmen des Landes und Sklaven aus allen Nachbarländern zusammengesetzte ethnische Mischung, die zugleich den Charakter einer Zunft, nämlich der Schmiedezunft, angenommen hat. Dieselben dienen theils, weil sie schwere Arbeit verrichten, zum Spotte, da hier nur unnützes Umherlungern den Freien zielt, theils auch, weil sie Ehen mit den übrigen Achdam abschlossen. Übrigens sind sie fleissige und geschickte Arbeiter; sie sind dem Stamme, mit welchem sie zusammenleben, tributpflichtig und stehen unter der Gerichtsbarkeit desselben. Kein freier Somali betritt das Haus eines Schmiedes, auch begrüsst er

ihn nie mit einem Händedruck. Auch würde kein freier Somali, und wäre er noch so arm, seine Tochter an einen Schmied verheirathen, oder mit Töchtern dieser Kaste die Ehe eingehen. Der Stamm der Tumulod ist über das ganze Somali-Land verbreitet; alle sind Schmiede, man kennt kein Beispiel, dass ein Tumul sein Handwerk aufgegeben und einen anderen Beruf ergriffen hätte. Der zweite Stamm der Achdam sind die Rami, deren Abstammung vollständig unbekannt ist. Sie stehen im Ansehen noch unter den Tumulod und sind gewöhnlich sehr arm. Ihre einzige Beschäftigung ist die Jagd auf Gazellen, Antilopen, Strausse &c.; ihre einzigen Waffen sind vergiftete Pfeile und Bogen, die sie selbst verfertigen. Der Bogen wird aus Zweigen des Nabak-Baumes gemacht, zur Bespannung dienen Kameels-Sehnen; zu dem glatten lanzenförmigen Pfeile dient der leichte Stengel der Hokus-Pflanze; das Gift endlich wird aus der Wurzel des Wabai-Baumes eingekocht. Die Rami stehen zu den Somalis in demselben Verhältnisse, wie die Tumulod und dienen in Schlachten oder Raubzügen als Miethlinge, da ihre Pfeile sehr gefürchtet werden. In ihren Gebräuchen unterscheiden sie sich wenig von den Somalis. Noch mehr für sich abgeschlossen leben endlich die Yibër, die aus Arabien eingewandert sein sollen. Sie ziehen familienweis bettelnd von Ort zu Ort, dürfen aber weder das Haus, noch die Umzäunung eines Eingeborenen betreten, noch irgend einen Gegenstand des letztern anrühren. Als Zauberer und Verbündete der bösen Geister sind sie ein Gegenstand abergläubischer Furcht. Jeder Somali, der es irgend kann, wird ihnen zu essen und zu trinken geben, doch müssen sie diese Gaben in einer gewissen Entfernung vom Hause in Empfang nehmen; und die Geschirre, aus denen ein Yibër gegessen, müssen mehrmals gewaschen werden. Gegen gefährliche Krankheiten oder Wunden kennen sie Kräuter und Salben. Das ganze Jahr hindurch streifen sie ohne Hütte ohne Heimath, im Lande herum, ganz in der Weise unserer Zigeuner lebend. Sie behaupten, von den Juden abstammen, aber weder in ihrer Sprache, noch in ihren Gebräuchen finden sich jüdische Reminiscenzen. Sie treiben Zauberei und Taschenspieler-Künste, führen gegen geringe Belohnung kriegerische Tänze auf und machen Jagd auf wilde Thiere, mit denen sie oft die Behausung theilen. Es ist sehr selten, dass sie sich mit den anderen Achdam verheirathen; sie heirathen nur Eine Frau. Allen ist ein hübscher schlanker Körperbau eigen; ihre regelmässige etwas wilde Gesichtsbildung erinnert an die der Abessinier.

Weit erhaben über diese drei Stämme fühlt sich der echte Somali. Er hält sein Volk für das erste der Welt, kein anderes ist ihm ebenbürtig.

Sprachliches. Alle Stämme des Landes besitzen nur

Eine Sprache, die in einige wenig verschiedene Mundarten zerfällt. Jedoch bedienen sich die Yibër unter einander einer eigenen Sprache. Eine Schrift haben die Somalis nicht, obwohl wir einen Anfang von verschiedenen Schriftzeichen oft himyaritischer Form auf der Haut der Kameele, Ochsen, Esel und auf Industrie-Gegenständen finden. Es finden sich auch im Somali-Lande viele beschriebene Grabmäler, leider war mir jedoch nicht vergönnt, solche selbst zu sehen. Die Sprache der Somalis klingt nicht unmelodisch, viel angenehmer als das Arabische, steht aber demselben an Reichthum der Begriffe weit nach. So viel ich bis jetzt urtheilen kann, sind die Wörter meist der Galla-Sprache entlehnt, die übrigen Wörter entspringen dem Suahili und dem Arabischen, auch trifft man hin und wieder eine Entlehnung aus dem Geez. Die Biegung der Verben hat weder mit der Galla-Sprache, noch mit der Arabischen etwas gemein. Den Verben, Hauptwörtern und Eigenschaftswörtern wird fast stets die Silbe wa vorgesetzt; jedoch scheint das sozusagen ein Gewohnheitslaut, denn seine Weglassung ändert am Sinne nichts.

Beispiel der Pronominal-Bildung:

feraskaigi	mein Pferd,	ridaidi	meine Ziege,	holohaigi	meine Waare.
feraskagi	dein „	ridadi	deine „	holohagi	deine „
feraskisi	sein „	ridisi	seine „	holohisi	seine „
feraskedi	ihr „	ridedi	ihre „	holohedi	ihre „

Rückbezügliche Fürwörter werden durch das Wort „nef“, selbst, ersetzt. Im Plural ändert sich das Stammwort oft ganz und gar, z. B.:

get	Baum,	Plural:	dir,
min	Mann,	„	reg,
sa	Küche,	„	loh.

Regelmässige Plural-Bildungen sind, z. B.:

aor	Kameel,	Plural:	aorti,
bor	Berg,	„	boro,
bil	Monat,	„	bilod,
worn	Speer,	„	wormo,
feras	Pferd,	„	ferso,
far	Feige,	„	faro.

Die Somali-Sprache kann weder mit unseren, noch mit Arabischen Lettern geschrieben werden. Ausser den 5 Vokalen a e i o u haben sie ä, ö, ü. Ausser Konsonanten unseres Alphabetes findet man

- 1) th wie im Englischen,
- 2) dj gleich dem Arabischen ج
- 3) ch „ „ Deutschen ch oder Arb. ح
- 4) 'H „ „ Arabischen ه
- 5) گ „ „ „ گ
- 6) ä, ö „ „ „ ا
- 7) ك „ „ „ ك
- 8) r̄ r̄. Beide Konsonanten werden gleichzeitig mit zurückgezogener Zunge ausgesprochen, so dass man unsicher ist, ob man l oder r gehört hat.
- 9) Ll. Doppel L, mit zurückgezogener Zunge und breit ausgesprochen.

Das Verbum kann unter Umständen wie im Arabischen

in verschiedenen Formen auftreten, und zwar bald durch Versetzen, bald durch Einschalten oder Anhängen von Silben. Das Grundwort ändert jedoch seinen Laut nicht, z. B.:

قَتَلَ tödten wa dileya (ich tödte, er tödtet).

انْقَتَلَ getödtet werden, wa ladiley.

اقْتُل tödte! dil.

تَقَاتَلَ sich untereinander tödten, wes dilën.

مَقْتُول wa la diley, getödtet, der getödtete.

قاتل udiley, Mörder.

قَاتِل wa les diley, Mord &c.

Nahe verwandt mit der Somali-Sprache ist die Sprache der Schohos und diejenige der Danakil.

Charakter des Volkes. Werfen wir einen Blick auf den Volks-Charakter, so ist das Erste, was uns entgegen tritt, ein grosser, aber in falsche Bahnen gelenkter Muth. Bis auf den letzten Blutstropfen sich vertheidigend, rächt der Somali das geringste Unrecht, die kleinste Schmähung. Freundschaftlicher Ausgleich gilt als Feigheit und Schande. Schmerzen und Tod haben für das blutdürstige und grausame Volk keine Schrecken. Der Somali liebt die Ehre, d. h. die Ehrerbietung, die andere ihm zollen, doch hat er keinen Begriff davon, die ihm gezollte Ehre durch ehrliches Wesen verdienen zu wollen. Der Werth eines Mannes wird nach der Anzahl seiner Mordthaten abgemessen. Besitzt schon der Somali als solcher einen exaltirten Nationalstolz, so steigert sich dieses Selbstbewusstsein bis zur Krankhaftigkeit bei dem Haupte der Familie, des Stammes. Der gekränkte Stammesgenosse findet sicherlich seine Rächer; Wittwen und Waisen haben ihre Beschützer gegen fremde Unbill. Geld und Gut sind allmächtig, aber Aufopferung und Dankbarkeit seltene Tugenden. Wirklich grenzenlos ist die gegenseitige Missgunst der Eingeborenen; spricht man mit einem ältern Manne, so ärgert sich der jüngere Anwesende und erlaubt sich die rohesten Bemerkungen. Ladet man Einen zu sich in's Haus, so folgen ihm alle gerade in der Nähe stehenden und setzen sich mit an den Tisch. Jeder Somali dringt in das Innerste der Hütten ein, Alles prüfend, Alles durchstöbernd; man muss froh sein, wenn man wenigstens des Nachts vor dieser nichtswürdigen Rasse Ruhe hat. Was der Familienvater verdient, wird von den erwachsenen Söhnen und Brudersöhnen getheilt, wenn letztere dem Alten über den Kopf gewachsen sind. Der kleinste Irrthum in der Vertheilung kann dem Geber das Leben kosten. Der Somali ist fanatischer Mohammedaner; Mord und Diebstahl sind nach seiner Anschauung keine Sünden, die den Weg zum Paradiese verwehren;

Gefühle und Gedanken der Somalis sind roh und sinnlich; in all' seinem Thun und Handeln ist er berechnender Spekulant. Ob er lieben kann, möchte ich bezweifeln; vielleicht liebt er seine schöne Braut, vielleicht auch sein Pferd, aber gewiss nicht Vater und Mutter. Schwester- oder Bruderliebe scheinen ihm geradezu lächerlich. Der Vater tödtet den Sohn und umgekehrt; der Somali mordet jeden, der ihn nur im geringsten beleidigt oder übervortheilt. Die Stämme unter sich leben in beständiger Feindschaft und in fortwährendem Kampfe, und sogar kleine Stamm-Familien von 7—800 Mitgliedern reiben sich selbst durch alltägliche Zwistigkeiten auf; es ist fast unmöglich, den fortwährenden Händeln auszuweichen.

Lobenswerth ist der Abscheu der Somalis vor Trunksucht und Unsittlichkeit.

Die Männer sind allesammt faullenzende Tagediebe, ihre einzige Beschäftigung ist das Händelstiften und der Gebrauch der Waffen. Die Weiber dagegen müssen arbeiten, haben aber in der Familie keine berathende Stimme, noch wird ihnen irgend welches Recht zuerkannt.

Sittlicher Zustand. Über den sittlichen Zustand des Volkes darf ich nur lobend sprechen. Öffentliche Mädchen giebt es nicht, noch viel weniger dürfen sich Frauen unterstehen, die Eifersucht ihrer Männer wach zu rufen. Trotz der im Übrigen grossen moralischen Versunkenheit, steht es hier, wie gesagt, in Bezug auf das geschlechtliche Leben musterhaft. Nur die Fremden in den Küstenmärkten halten sich während ihres Aufenthaltes Konkubinen, meist Töchter ganz armer Leute, die sich aus Noth dazu hergeben. Sonst werden leichtsinnige Mädchen nach Aden transportirt, wo sie unter dem Schutze der Civilisation ihrer Leidenschaft fröhnen können. Daher sind auch venerische Krankheiten gar nicht bekannt. Auch Aussatz und Krätze sind den Eingeborenen fremd.

Religion. Die Somalis bekennen sich zum Islam, doch stimmen ihre Gesetze nicht in allen Theilen mit den Vorschriften des Propheten überein. Die Beschneidung findet gewöhnlich am vierzigsten Tage nach der Geburt statt, um so das Fest der Beschneidung mit dem der Reinigung der Mutter zu verbinden. Moscheen existiren im ganzen Somali-Lande nicht, jeder Platz ist gut zum Gebete; nur an der Küste baut man während der Marktzeit einige zum Gebete bestimmte Hütten. Schulen existiren natürlich ebenfalls nicht. Am Abend um ein mächtiges Feuer sitzend, lernen die Knaben die nothwendigsten Gebete des Koran auswendig, ohne aber lesen und schreiben zu lernen, oder auch überhaupt nur einen schwachen Begriff von dem Wesen ihrer Religion zu erhalten. Die Mädchen gar lernen von ihrer Religion nur dasjenige nachplappern, was die Knaben während des Spieles oft hersingen; die wenigsten kennen

auch nur die Fatha. Natürlich ist dagegen der Aberglaube hoch im Schwange, wenn auch nicht dermaassen, wie z. B. in Ägypten. Im Somali-Lande trägt der Mann geheimnissvoll wirkenden Bernsteinschmuck und unbeschriebene Amulette an Kopf, Hals und Armen, während die Amulette der Frauen beschrieben sein müssen. Sollte ein Zauberer in die Nähe einer Frau kommen, so genügt ein wenig Assa foetida, um seine Macht zu brechen. Die Isa-Somalis haben den Glauben, dass derjenige, der noch nicht gemordet hat, oder der den Unrath eines Huhnes betreten, weder ein giltiges Glaubensbekenntniss ablegen, noch die Seligkeit erlangen könne; ferner lässt Gott nur Männer, keine Weiber in das Paradies.

Auch die Tumulod sind Mohammedaner, aber ihre Glaubensgrundsätze sind nach ihren Wünschen gedreht; sie unterscheiden sich z. B. von den Somalis dadurch, dass sie jegliches Fleisch, selbst Geflügel, geniessen. Meineid, Mord und andere sog. Todsünden können nach ihrer Ansicht durch das Hersagen der Glaubensformel und durch ein kleines Opfer gesühnt werden.

Bei den Rami ist meist von Religion keine Spur zu finden; sie essen stinkendes Fleisch, ja selbst Schweinefleisch, was natürlich für den rechtgläubigen Somali der grösste Gräuel ist, so dass er die Rami gleich Aussätzigen flieht.

Zeitrechnung. Die Somalis haben verschiedene Methoden, das Jahr einzutheilen; eine davon ist die nach den verschiedenen Regenzeiten, nach welchen das Jahr in fünf Abschnitte zerfällt. Die 12 Monatsnamen der Somalis sind: Sedih Bildiré, Bil Durra Horé, Bil Durra Dahé, Bil Durra Dambe, Songad, Sonfur, Sidatal, Arafö, Bil Asafr Kau, Bil Asafr Laba, Bil Asafr Ledek, Dago. Dieselben korrespondiren mit den Monaten der Islamitischen Zeitrechnung; natürlich rechnet man von der Hedjra an. Der Neujahrstag wird nicht gefeiert, so wenig als ein anderes Fest. Die Somalis halten wohl strenge die Fastenzeit, sonst jedoch ist jeder Tag des Jahres dem andern gleich, man kennt keinen Unterschied zwischen Alltag und Festtag. Festlichkeiten und Tanz finden eben höchstens bei Hochzeiten oder Geburten statt; ohne Balgerei geht dann kein solches Ge-
lage vorüber. Das ist so Landesbrauch.

Gebräuche. Der Somali ist sehr abgehärtet, zwei Tage Marsch ohne Speise und Trank schrecken ihn nicht ab; Hitze oder Kälte erträgt er leicht, und auf seinen tagelangen Wanderungen geht er fast immer zu Fuss. Denn das Reiten auf einem Esel oder Kameel gilt als eine grosse Schande; wer kein Pferd kaufen kann, geht eben zu Fuss.

Interessant ist eine Hochzeit im Somali-Lande. Meist sind es die Mädchen, die sich den Bräutigam wählen, indem sie demselben durch Vermittlerinnen oder durch Zeichen

ihre Zuneigung zu erkennen geben; erwiedert der Jüngling ihrer Wahl diese Liebe, hat er ernstliche Absichten, so lässt er sich zuerst die Familien-Verhältnisse und den Charakter des Mädchens auseinander setzen, und convenirt ihm dann die Jungfrau, so sucht er ihren Vater auf, um mit ihm die Brautgabe und die Hochzeitsgabe festzusetzen. Zunächst wird die Brautgabe, die dem Vater zufällt, bestimmt, sie muss wenigstens aus einem Kleide und einem Pferde bestehen. Sobald der glückliche Freier seine Brautgabe dem zukünftigen Schwiegervater übergeben hat, wird ihm die geschmückte Braut entgegengeführt, die von allen möglichen wohlriechenden Ölen und Fetten erglänzt; doch darf der Bräutigam sie nur sehen und sprechen, nicht aber berühren. Das schmucke Bräutchen weiss zu kokettiren, sie wirft dem Erwählten sprechende Blicke zu und giebt ihm oft tref-
fende, sinnige Antworten. Das Alles ist berechnete Spekulation, denn kaum ist die reizende Gestalt verschwunden, so erscheint der Vater mit neugierig fragendem Gesicht; er benutzt den frischen Eindruck, den die Braut auf den Freier gemacht hat, und rückt nun sofort mit der Frage nach der Hochzeitsgabe heraus. Und da steigert der unbarmherzige Alte den Preis seiner Tochter dem liebeerfüllten Jüngling oft fast zu unerschwinglichen Summen.

Endlich ist man handelseinig. Die Zeugen werden geholt, ihnen die Bedingungen mitgetheilt, und die wenigen Vorbereitungen nehmen nun ihren Anfang. Der Bräutigam unternimmt, wenn die bedungene Summe nicht in seinem Besitze ist, so viele Raubzüge, bis er bezahlen kann. Die Höhe der Hochzeitsgabe ist nicht bestimmt; ein armer Mann giebt 10 bis 20 Ziegen, während Reiche oft 150 Kameele, 10 Pferde und 200 bis 300 Schafe opfern. Falls der Bräutigam die Mittel nicht aufreiben kann, findet man es ganz in der Ordnung, wenn er sein Mädchen entführt. Die Hochzeitsfeier geschieht so ziemlich nach Islamitischem Brauch, doch verschleiert sich die Braut nur vor den nächsten Verwandten des Bräutigams.

Der berittene Trupp der zum Feste geladenen Männer begleitet den Bräutigam bis vor die Hütte der Braut, die in's Freie tritt, auf ihn zueilt und ihm zum Absteigen den Bügel hält. Alsdann übergiebt er ihr seine Waffen, die sie in's Haus zu tragen hat, wohin er ihr folgt. Gleich bei seinem Eintritt bekommt sie als erste Begrüssung drei Peitschenhiebe; eine Frau, die den ersten Hieb mit Weinen oder Schreien beantwortet, genießt bei den Eingeborenen keine Achtung. Hat es sich der Bräutigam nun bequem gemacht, so ist es Sitte, dass seine Frau ihm die Füße wäscht.

Nachdem der übliche Sikr (Lobgesang) gesungen, und der Freier sein Gebet verrichtet hat, wird die Braut von ihren Gespielen und Verwandten in die Hütte des Gemahls

geführt, während die anwesenden Männer einige Fatha hersagen. Reiche Leute lassen bei Hochzeiten alle möglichen Festlichkeiten Statt finden; die Mädchen singen nach dem Takte einer Pauke, Männer der niederen Klassen führen Waffentänze auf, während die Vornehmen sich zanken, schreien und Drohungen gegen einander austossen oder sich gegenseitig Märchen erzählen.

Die Somali-Mädchen sind alle vernäht, damit sich der Freier von ihrer Jungfrauschaft überzeugen kann. Das unverheirathete Mädchen geht barhaupt; sobald sie aber nicht mehr Jungfrau ist, hüllt sie den Kopf in einen blauen Turban und ziert sich mit Silber aller Art.

Bei dem Stamme der Isa Wodoba ist es Brauch, dass die Braut vom Bräutigam zuerst während dreier Tage auf Probe genommen wird; wenn gerade kein Geistlicher in der Nähe ist, so lebt das Pärchen einige Jahre in wilder Ehe; gewöhnlich wird dann der Erstgeborene zu einem Kadi abgesandt, um sich einen Heirathsschein für seine Eltern ausstellen zu lassen.

Die verheirathete Frau ist eher Sklavin als Gemahlin; ausser ihrem Heirathsgut hat sie keinen Besitz, ja selbst ihrer Hände Arbeit gehört nicht ihr, sondern dem Manne. Sie hat nie das Recht, eine Ehescheidung zu verlangen; eine solche kann nur der Mann beschliessen. Doch darf sich die Frau, selbst bei dreimaliger Verstossung, nicht mit einem Anderen vermählen, es sei denn, sie gebe die Hochzeitsgabe zurück. Stirbt der Mann, so kann sich die Frau nur mit einem der nächsten Verwandten des Verstorbenen wieder vermählen, welcher ihr dann die Hälfte des ersten Heirathsgutes zu zahlen hat; stirbt dieser auch, so wird die Frau mit einem Dritten aus der gleichen Familie gegen Vergütung von $\frac{1}{4}$ der ersten Summe verehelicht. Stirbt die Frau, so hat der Mann das Recht, eine etwaige unverheirathete Schwester der Verstorbenen um die Hälfte des Heirathsgutes zum Weibe zu verlangen.

Merkwürdig ist die Ceremonie, welche stets die Ehescheidungen begleitet. Nach dem Ausspruch der Verstossungsformel begiesst die Verstossene ihren Mann mit Wasser und bewirft ihn mit Erde, während sie sich und ihre Kleider in seiner Gegenwart wäscht. Auch der Mann badet sich und vertauscht, wenn er kann, sein Gewand mit einem reinen. Bei der Verstossung fragt der Mann wenig nach Scheidungsgründen; es genügt, dass er seiner Frau überdrüssig ist. Tödtet ein Somali seine Frau, so muss er an die Familie derselben den Betrag des Hochzeitgeschenkes bezahlen.

Selten heirathet der Somali ein Mädchen seines Stammes, sondern womöglich aus anderem Stamme. Geschwisterkinder dürfen sich nicht verheirathen, weil die Base als Schwester angesehen wird; es gilt schon als eine grosse

Sünde, mit der Base nur zu scherzen. Bei den Aul Yahän und deren Nachbarn kann sich nur der verheirathete, der schon gemordet hat und eine Trophäe von dem Ermordeten aufweisen kann.

Der Somali heirathet so viel Frauen als er ernähren kann.

Es gilt allgemein für eine Sünde, seine Schwiegermutter zu sehen, und der letzteren wird es zur grossen Schande angerechnet, wenn sie sich sehen lässt. So kann die Frau ihre Mutter nur in der Abwesenheit des Mannes oder im Geheimen sehen; denn die Sitte verbietet es, das Haus des Schwiegersohnes zu betreten.

Die Heirath erfolgt gewöhnlich zwischen dem achtzehnten und zwei und zwanzigsten Lebensjahre; die Mädchen werden mit 16 Jahren manubar.

Man kann nicht sagen, dass die Männer ihre Frauen gerade lieben; oft genug bekommen letztere die Peitsche zu schmecken, und die Nahrung wird ihnen sehr karg zugemessen. Ja, es giebt sogar Eingeborene, die sich vor der Hochzeit danach erkundigen, ob die Auserwählte viel oder wenig isst, und die eine starke Esserin zurückweisen.

Schwangere Frauen werden mit Nachsicht und Schonung behandelt, und der sonst geizige Somali bringt Opfer und macht seinem Weibe Versprechungen für den Fall, dass sie ihn mit einem Sohne beschenken sollte. Mit lautem Jubelgeschrei wird der Knabe bei seinem Eintritt in die Welt empfangen. Die Mutter hält sich während ihrer Schwangerschaft vor Zauberern und Leuten, die mit den bösen Geistern in Gemeinschaft leben, sorgfältig verborgen, damit das Kind unter ihrem Herzen nicht verhext werde. Bernstein und Silberschmuck, besonders aber Rosenkränze aus den Zähnen des Halicore sind als Schutzmittel gegen die bösen Geister sehr beliebt. Es gilt für eine Schande, wenn die Frau bei der Geburt ihren Schmerzen Ausdruck giebt. Für den Fall, dass die Geburt nicht ihren gewöhnlichen Gang nimmt und man für Mutter oder Kind fürchtet, wird der erwähnte Rosenkranz oder ein anderes Amulet über dem Eingange des Hauses aufgehängt, um dadurch die Entbindung zu beschleunigen. Als erste Nahrung erhält der Neugeborene Butter mit etwas Myrrhen; dann erst legt ihn die Mutter an die Brust. Die abgefallene Nabelschnur wird sorgfältig als Amulet mit Leder übernäht und einer Kameelstute an den Hals gehängt; die letztere wird dadurch sammt ihren Nachkommen Eigenthum des Kindes. Die Mutter muss sich 45 Tage lang nach der Geburt vor fremden Männern verbergen.

Uneheliche Kinder und Missgeburten lässt man am Leben. Letztere sind gewöhnlich ein Gegenstand des Aberglaubens und der Furcht.

Die Erziehung der Kinder ist natürlich eine ganz rohe. Der Vater kümmert sich nicht um die Töchter, während er

die Söhne lehrt, die Lanze zu werfen und mit dem Schilde zu pariren. Die Mädchen müssen die häuslichen schweren Arbeiten verrichten; sie lernen Stroh flechten, Wasser- und Milchsclläuche nähen, kochen, Hütten bauen und das Baumaterial fabriciren, gerben &c.

Bis zum achten Lebensjahr gehen fast alle nackt; ihre Nahrung besteht fast ausschliesslich aus Milch, woran sie Überfluss haben.

Fühlt ein Eingeborener seine letzte Stunde nahen, so versammelt er seine Familie und seine Freunde um sich und spricht das Glaubensbekenntniss aus. Das ist seine Busse, die ihm für alle Sünden Ablass giebt. Die Trauer der Hinterbliebenen ist stumm. Im Lande der Isa-Somalis werden dem Todten so viel Steine um das Grab gestellt, als er Menschen ermordet hat, welche Sitte sich z. B. auch bei den ansässigen Stämmen Nord-Abessiniens findet; Viele morden nur deshalb, um nach ihrem Tode ein reich garnirtes Grab zu erhalten. Die Trauerzeit dauert sieben, für die Frau vierzig Tage, während welcher Zeit sie das Haus nicht verlassen darf; auch darf sie sich nicht vor acht Monaten wieder verheirathen.

Von Gastfreundschaft will man im ganzen Somali-Lande nichts wissen; das Theilen von Brod und Salz unter gemeinschaftlichem Dache ist kein Schutzmittel gegen Feindschaft. Überhaupt kenne ich keine Sitte, noch irgend ein Gesetz, das den Fremden oder selbst den Einheimischen vor der unverschämten Raubgier der Eingeborenen schützte.

Nahrungsmittel und Getränke. Die Küstenbewohner essen fast Alles, was die Araber essen, mit Ausnahme von Hühnern, Eiern und Wildpret. Ihre Hauptnahrung bildet also Fleisch von Schafen, Ziegen, Kühen und Kameelen; Fische sind ein Lieblingsgericht. Die vegetabilische Nahrung besteht aus Reis, Datteln und Mehl. Zu allen Speisen wird Butter genossen, selbst zu Datteln. Dagegen sind alle Vögel, alle Nagethiere und überhaupt fast alles Wild unrein, so dass eine Pfanne, in welcher ich ein Huhn gebraten hatte, von den Eingeborenen nicht wieder benutzt wurde. Die Männer sind gewöhnlich starke Esser, doch geniessen sie von dem Fleische nur Schenkel, Rippen oder Halsstücke, nie aber den Kopf, Eingeweide oder Füsse. Das letztere ist Frauennahrung, die sich eben mit dem sättigen müssen, was der Gemahl übrig lässt; oft erhalten sie kaum genügend zu essen. Arme Leute, die kein Vieh besitzen, leben von den Früchten des Waldes, von Wurzeln und Disteln; die Nabak-Frucht, Lotus nabaca, und die Gersa, *Salvadora persica*, spielen dabei keine unbedeutende Rolle. Die Eingeborenen des Somali-Landes kennen die Kunst des Mahlens und Brotbackens nicht; nur an der Küste ist der Genuss des Brotes bekannt. Selten thut man Salz oder irgend ein Gewürz an die Speisen.

Spirituosen oder berauschende Getränke sind dem Somali eben so verhasst, wie Schweinefleisch; selbst Kaffee wird nicht genossen. Viele Leute, hauptsächlich aus den niedrigen Klassen, kauen Tabak aus Surrat, den sie mit Asche vermischt geniessen, doch wird der Genuss des Tabaks ebenfalls von Allah nicht gern gesehen, und wahrhaft Fromme enthalten sich daher desselben.

Kleidung. Die Kleidung der Eingeborenen besteht aus einem 4 Ellen breiten und 8 Ellen langen Baumwollstoffe, mit dem sie sich in der verschiedensten Weise umhüllen. Dazu trägt Jedermann Sandalen. Der Kopf ist immer frei. Anstatt des widerlichen Hammelfettes, womit andere Beduinen sich den Kopf pomadisiren, kleben die Somalis eine Kruste von Kalk auf die Haare, wodurch dieselben eine hässliche schmutzrothe Farbe annehmen. Alte Leute färben die weissen Haare mit der wildwachsenden Henna. Wer Streit sucht oder auf Raub ausgeht, lässt sich gewöhnlich den Kopf rasiren, damit er nicht an den Haaren gefasst werden kann, falls er sein Heil in der Flucht suchen muss. Bartlos zu sein, gilt für eine grosse Schande. Die Frauen tragen aus dem gleichen Baumwollstoff eine Art Unterrock, der in reichen Falten bis auf die Fussgelenke herunterhängt; die Falten werden von einem blauen Gürtel mit farbigem Ende in ihrer Form erhalten. Die Brust deckt ein über die linke Achsel gebundenes Tuch, das auch vom Gürtel festgehalten wird, wobei der Rücken nackt bleibt. Verheirathete Frauen tragen zum Unterschiede von den Mädchen einen blauen Turban, unter dem sie die in kleine Zöpfe geflochtenen Haare verbergen; Alle lieben möglichst reichen Silberschmuck.

Die Ohren sind durch grosse silberne Ringe mit Rosetten und einer massiven silbernen Kette geziert; um den Hals hängt eine vielfarbige Glasperlenschnur. Auch am Handgelenk und am Oberarm trägt man silberne Spangen von verschiedener Form; Fingerringe sind ebenfalls sehr beliebt, während Nasenringe und Fussspangen hier nicht getragen werden, wohl aber häufig silberne Amulette im Nacken.

Arme Frauen tragen Kleider aus Leder und begnügen sich statt des Silberschmuckes mit Glasperlen.

Ihre stets feine, weiche Haut erhalten sie durch öfteres Einreiben mit Hammelfett; da sie sich jedoch nur selten waschen, so ist ihre Ausdünstung fast unerträglich. Das Einräuchern des Leibes mit Weihrauch ist auch hier gebräuchlich.

Die verschiedenen Stände unterscheiden sich durch Kleidung so wenig, wie durch Benehmen; nur die Wodados tragen den Koran in einer Ledertasche bei sich und umhüllen den Kopf mit Takkié und Turban.

Sobald der Somali seine Hütte verlässt, trägt er seine

Waffen; zur Rechten ein grosses Dolchmesser, zwei Lanzen auf der linken Schulter, den Schild am Arme; eine gegerbte Ziegenhaut über der Achsel kennzeichnet den Betenden.

Gesetzes-Verhältnisse. Der Somali raubt und mordet, wo es ihm möglich ist. Weder die Blutrache, noch die Furcht vor dem göttlichen Gesetz hält ihn zurück. Hier ist es nicht die Verwandtschaft, noch sind es nur die Freunde, die dem Mörder ihren Schutz angedeihen lassen, sondern der ganz Stamm steht für den Mann ein. Die Rächer halten es dagegen für ihre Pflicht, so viele Männer als möglich von dem Stamme des Mörders umzubringen. Gewöhnlich ist der Mörder unbekannt; denn bei nächtlichen Überfällen wissen die Überfallenen oft nicht, welchem Stamme die Räuber angehören. Sobald sie das jedoch erfahren haben, werden die ersten Friedens-Annäherungen gemacht, wobei es sich einzig darum handelt, das gestohlene Gut zurückzuerstatten und die Blutschuld zu bezahlen. Solche Friedens-Verträge dauern oft Monate und Jahre lang, bis sie perfect werden. Gewöhnlich sind es Leute aus einem dritten Stamme, die den Frieden zwischen den beiden Parteien zu stiften suchen, und die dann eine kleine Belohnung von beiden Seiten beanspruchen können. Um jedoch möglichst viel zu verdienen, nähren oft die Friedens-Boten die Feindschaft; für jede Nachricht ziehen sie ihren Botenlohn. Der Raub wird meist erst auf vor dem Feinde sicherem Gebiete unter die Genossen vertheilt, doch ist dieser Akt beinahe immer von Raufereien begleitet. Geraubtes Gut gilt bei den Eingeborenen als ehrlich erworbenes Eigenthum.

Die Blutschuld beträgt für einen Mann oder Knaben 100 Kameele und 40 Doll. Begräbniss-Spesen, für eine Frau halb so viel und für einen Sklaven seinen Ankaufspreis. Dieser Betrag fällt nicht an den Stamm, sondern an die Familie des Ermordeten. Ist die Zahl der Todten, z. B. nach einem grösseren Gefechte, sehr gross, so treten etwas ermässigte Preise ein. Wird eine Blutschuld nicht abgetragen, so wird jedem Gliede des feindlichen Stammes, dessen man habhaft werden kann, entweder ein Kleid geraubt oder es wird umgebracht.

Gewöhnlich fliesst in grösseren Kämpfen doch verhältnissmässig wenig Blut. Das Fussvolk postirt sich Mann an Mann so nahe an einander, dass sie nicht die Lanzen werfen können. Alle auf ein Knie niedergelassen, hinter ihren kleinen Schilden sich vor dem Gegner schützend, bringen sie dem Feinde meist nur leichte Stichwunden bei. Sind auf beiden Seiten erst mehrere Todte aus dem Gefechte getragen worden, so erhitzen sich die Gemüther, das Handgemeine, der Kampf mit dem Dolchmesser beginnt. Bei der Flucht stürzt Alles, den Schild im Rücken haltend, in wilder Unordnung davon. Um die Todten und Verwundeten bekümmert sich Niemand.

Wer an Einem Tage drei Menschen gemordet hat, darf als Auszeichnung eine rothe Straussenfeder in's Haar stecken. Macht man einem Somali Vorwürfe über seine Mordthaten, so schiebt er alle Schuld auf Gott, ohne dessen Wille ja nichts geschehen könne.

Die Erbschafts-Gesetze der Somali sind von den allgemein Mohammedanischen abweichend. Nur die männlichen Nachkommen erben, während die Töchter keinen Anspruch auf irgendwelches Erbtheil haben; selbst das mütterliche Eigenthum geht auf die Söhne über. Stirbt eine verheirathete Frau, so fällt die Hälfte des Eigenthums an ihren Vater, die andere an ihren Mann; hinterlässt sie jedoch männliche Erben, so gehört die sämmtliche Hochzeitsgabe den Söhnen. Stirbt ein Sohn, so erben etwaige Brüder, in zweiter Linie der Vater, in dritter der Vetter. Sollte ein Familienvater ohne männliche Nachkommen sterben, so sind die Söhne seines Bruders die nächsten Erben; erst in zweiter Instanz erben seine männlichen Nachkommen. Der Sohn muss nach dem Tode des Vaters seine nächsten weiblichen Anverwandten ernähren. Was alle rechtlichen Verhältnisse von Grund aus trübt, ist der Eigensinn, mit dem der Eingeborene durchaus keine Autorität irgendwelcher Art anerkennt. Die verschiedenen Stämme haben zwar jeder einen Vorredner, derselbe geniesst jedoch durchaus keine Herrscherrechte auch der bescheidensten Art; er heisst kurzweg Agel, der Verständige. Er nimmt die Ansichten der Stammes-Versammlung entgegen, macht Bemerkungen und Einwürfe gegen die verschiedenen Meinungen und setzt durch Beredsamkeit und genaue Kenntniss der Landesbräuche allerdings fast immer seine Ansicht durch. Nie aber können es diese Versammlungs-Präsidenten dazu bringen, strengere Ordnung im Gemeindeleben einzuführen. Jeder Eingeborene sucht, sobald er nur Waffen tragen kann, sich bemerkbar zu machen, die Ordnung zu stören und bei Versammlungen durch widerspenstiges und übermüthiges Benehmen den Gang der Geschäfte zu verzögern. An eine ruhige Berathung ist nicht zu denken, Alles schreit wild durcheinander, so dass man seine eigene Stimme nicht mehr hört. Durch Pfeifen und Zischen wird Ruhe geboten. Alle Berathungen finden im Freien Statt, man kauert im Kreise auf der Erde, der Eine spielt mit den Waffen, ein Anderer zeichnet Figuren auf die Erde. Der gesetzgebende und vollziehende Körper ist, so weit von einem solchen die Rede sein kann, eben die Versammlung des Stammes. Kriminalfragen geringerer Bedeutung werden meist sehr kurz erledigt. Alle Strafen sind Geldstrafen.

Gestohlenes Gut muss in natura oder an Werth zehnfach ersetzt werden. Der Begriff von unrecht erworbenem Eigenthum ist hier jedoch sehr dunkel. Wenn man zu mehreren auf einen Diebeszug ausgeht, so ist der Raub Kriegsbeute,

folglich rechtliche Habe; wenn ein Einzelner auf fremdem Territorium stiehlt, so lobt man seine Tollkühnheit, weil er ohne fremde Hülfe einen Streich ausgeführt hat. Wird ein Dieb auf der That ertappt und umgebracht, so hat sein Stamm kein Recht, die Blutschuld zu verlangen.

Schlägt Jemand seinen Stammesgenossen mit der inneren Handfläche, so beträgt der Werth der Strafe ein Pferd von 5 — 10 Doll.; erfolgt der Schlag mit dem Handrücken oder der linken Hand, so beträgt die Strafe ein Pferd im Werthe von 30 Doll. Peitschenhiebe haben die Blutrache zur Folge oder 100 Doll. an Werth. Faust- oder Waffenhiebe beleidigen das Ehrgefühl des Somali nicht und werden in natura zurückbezahlt. Wunden am Vorderhaupte, den Händen und Füßen, Stiche durch die Nase oder in's Auge, oder starke Verletzungen des Ohres kosten 50 Kameele oder die Hälfte der Blutschuld. Wunden am Hinterhaupt, Brust, Bauch, Unterleib werden je nach Grösse der Gefahr mit 25 — 75 Kameelen bestraft. An den übrigen Körperstellen wird die Tiefe und Länge des Risses oder Schnittes gemessen und die Busse je nach dem Resultat bestimmt.

Leugnet Jemand eine Handlung, so wird er zum Schwure genöthigt. Der gesetzliche Eid der Scheria kommt selten in Anwendung, während der Schwur durch Einstecken der Lanze in die Erde im Namen Gottes schon bedeutend mehr Glaubwürdiges hat. Wird Jemand mit einem wichtigen Auftrage betraut, so muss er den Schwur der Treue ablegen, indem er bei der Verstossung seiner Frau schwört; missbraucht er das in ihn gesetzte Vertrauen, so ist damit seine Frau ohne weiteres verstossen.

Angelegenheiten der Familie werden in erster Instanz vom Familienrathe, zusammengesetzt aus den nächsten männlichen Verwandten, erledigt. Eine Nichtannahme dieses ersten Urtheils bringt die Angelegenheit vor die Volksversammlung.

Wird Jemand von einem Achdam beleidigt, und hat die Volksversammlung ihr Urtheil gefällt, so wird nicht der Übelthäter, sondern dessen Schutzherr bestraft, der jedoch das Recht hat, das Doppelte des bezahlten Werthes von

dem Achdam zu erpressen. Wird ein Achdam ermordet, so beträgt sein Blutgeld nur die Hälfte des für einen Somali zu zahlenden.

Die Stammes-Versammlung hat Recht über Leben und Tod ihrer Stammesgenossen; der Familienvater ist nur Herr seiner weiblichen Angehörigen, nicht aber der erwachsenen Söhne. Frauen haben kein Klagerecht, ja, sie dürfen es nicht einmal wagen, ihre Meinung im Familienrathe zu äussern.

Die Jagd steht unter besonderen Gesetzen; tödtet Jemand einen Elephanten oder Strauss auf fremdem Territorium, so muss er irgend einen Schutzherrn ernennen, dem er den Werth eines Kleides bezahlen muss. Flüchtet sich ein verwundetes Thier auf fremdes Territorium und wird dort erlegt, so hat der Jäger bei späterer Ausgleichung die Hälfte der Zähne oder Federn zu beanspruchen. Wird das verwundete Thier jedoch auf dem ersten Jagdgebiete von einem anderen Jäger getödtet, so spricht das Recht dem ersteren $\frac{2}{3}$ des Thieres zu, $\frac{1}{3}$ gehört dem zweiten Jäger.

Das Gastrecht existirt nur dem Namen nach; geht Jemand ohne Waaren durch fremdes Land, so muss er schon sehr gut bekannt sein, wenn er von der Gastfreundschaft leben soll. Wer mit Waaren durch fremdes Gebiet zieht, muss seinen Schutzherrn benachrichtigen und ihm etwas schenken, wofür Letzterer verpflichtet ist, ihn zu ernähren. Sobald der Austausch der Geschenke Statt gefunden hat, darf sich kein Stammesgenosse an dem Gute des Durchreisenden vergreifen, widrigenfalls der Schutzherr Klage zu führen und die Thäter zu belangen hat. Die Karawane dagegen ist ein von den Stämmen abgesonderter Körper und bildet eine selbstständige in sich abgeschlossene Gemeinde mit eigener Verwaltung, bis sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt ist. Zur Schlichtung etwaiger Streitigkeiten treten der Schutzherr des Karawanenführers und der des Beleidigten als Mittelsmänner auf, welche die Uneinigkeit meist auf Kosten des Schwächern ausgleichen.

Nach alledem scheint den Somalis jedes tiefere Rechtsgefühl zu fehlen. Jedermann ist Jedermanns Feind, Mord und Raub zieren den Mann.

IV. Ackerbau und Viehzucht.

1. Ausdehnung des kultivirten Landes. — 2. Grundbesitz-Verhältnisse. — 3. Fruchtarten. — 4. Bestellungsweise und Ackergeräth. — 5. Viehzucht.

Ausdehnung des kultivirten Landes. Der Wasserarmuth des Landes entsprechend ist der Ackerbau bei den Somalis eine nur untergeordnete Beschäftigung. Nur hin und wieder finden sich Anfänge zu einer energischeren Beschäftigung mit dem Feldbau und damit zu einer Besserung der grundverdorbenen socialen Zustände dieses Räuber-Volkes. Trotz

der geringen Ausnutzung des Bodens, die auch in diesen wenigen bäuerlichen Ansiedelungen Gebrauch ist, erfreuen sich doch die Somali-Bauern schon eines weit grösseren Wohllebens, als ihre ritterlichen, wegelagernden Brüder; auch sind natürlich ihre ganzen moralischen Verhältnisse weit besser, so dass sie selbst bei den anderen Somalis im Geruch grosser Frömmigkeit stehen. Aus letzterem Grunde treiben sie einen einträglichen Handel mit Amuleten und

anderen Talismanen, die ihnen theuer abgekauft werden. So haben sich zwischen den beiden Gebirgsketten des Inneren kleine Ansiedelungen gebildet; die am Fusse des Gebirges hervorsprudelnden Quellen bewässern die bescheidenen Pflanzungen, und überdiess liefern die reichlichen Hochlandsregen genügendes Wasser. Wir fanden noch andere herrliche Plätze im Somali-Lande, die sich wohl zum Ackerbau eignen, z. B. Donkal (in der Somali-Sprache Dochonkal, d. i. Genesung des Kranken, Erfrischung des Ausgehengerten). Dort münden mehrere Flussbetten, die von den Bergen der Isa, Gedeursi, Djibril Abu Bokr, Geri, Bartera und Habar Aul herunter kommen. Diese Gegend erfreut das Auge durch ihr immergrünes Kleid, das der Wasserreichthum ihr schenkte; nie vertrocknen ihre Bäume. Und doch ist noch Niemand auf den Gedanken gekommen, dort eine Anpflanzung anzulegen! Freilich hat die Türkische Regierung den Platz eine Zeit lang besetzt gehalten, hat ihn aber nach kurzem wieder aufgegeben. Dem Seefahrer winkt schon von weitem der Gebirgsstock Elmes, der sich nordnordwestlich von Bulahar zu einer Höhe von 4000' erhebt. Auf der Höhe dieses Gebirges dehnt sich eine ziemlich umfangreiche Ebene aus, die von mehreren Quellen bewässert wird; eben so reich an Wasser und Vegetation sind die terrassenförmigen Abhänge. Letztere, wie auch die Hochebene tragen Spuren früherer Niederlassungen und Kulturen. Und solcher Plätze wären hunderte aufzuzählen, aber sehr wenige sind mit etwas Durrah bepflanzt, und meist erst seit kurzer Zeit. Der bekannteste dieser Orte ist An Barchetle im Gebiete der Habar Aul, wo die am Fusse der zweiten Gebirgskette entspringenden Quellen das ganze Jahr hindurch den Boden bewässern. Ganz anders verhält es sich im Lande der Koti, worunter, wie schon erwähnt, die Gebiete der Geri, Bartera, Abaskul, Djibril Abu Bokr &c. verstanden werden. Da lebt der Eingeborene mehr vom Ackerbau, als von der Viehzucht; von dort wird sogar ein grosser Theil der Landesprodukte zu den Nachbarstämmen ausgeführt.

Grundbesitz-Verhältnisse. Es ist natürlich, dass die bebauten Terrains Privat-Eigenthum bilden; doch da nur ein ganz geringer Theil des Landes bebaut ist, so hat jeder Fremde und Einheimische das Recht, so viel unbebauten Landes in Besitz zu nehmen und zu bepflanzen, wie ihm beliebt; das Land wird durch Bepflanzung Eigenthum des Besitz-Ergreifers und seiner Nachkommen. Streitigkeiten über Grundbesitz kommen nie vor, weil ja eben herrenloses Land in Menge vorhanden ist; und wenn Jemand irrthümlicher Weise auf fremdem Boden Anpflanzungen macht, so tritt der Eigenthümer gern seine Rechte ab, falls der Eindringling ihm eine eben so grosse Fläche rein lässt.

Haggenmacher's Somali-Land.

Fruchtarten. In allen Ansiedelungen herrscht geringe Variation in der Art der Kulturpflanzen; ausser Durrah, Mais und Weizen ist kein anderes Nutzpflanzgewächs vertreten, obwohl sicherlich Tabak und Datteln vorzüglich gedeihen würden. Die hiesige Durrah ist dem Mogot des Sudan ähnlich, gross und kräftig; der Weizen ist reich an Stärkemehl und ähnelt dem Ägyptischen.

Bestellungsweise und Ackergeräthe. Beim Somali-Bauer sind es wieder meist die Frauen, die im Felde arbeiten; da diesen aber ja überhaupt alle Arbeit obliegt, so ist die Feldarbeit und in Folge dessen der Ernte-Ertrag nur mässig. Die Erde wird nach der Anpflanzung nicht gereinigt, Frucht und Unkraut schiessen gleichzeitig in die Höhe. Auch wird der Samen ganz unregelmässig in die Furchen geworfen.

Dem Gebiete des Wobi ist durch den alljährlichen Austritt des mächtigen Stromes aus seinen Ufern das Glück der Nilländer beschert. Hier wird auch der Ackerbau mit grossem Fleisse betrieben. Sobald die ersten Regen das Erdreich etwas aufgeweicht haben, wird das zu bebauende Land zuerst sorgfältig von allem Unkraut befreit, sodann werden mit einer eisernen Stange Schritt für Schritt Löcher in die Erde gebohrt, in welche ein zweiter Arbeiter den Samen legt, und die derselbe dann wieder schlichtet; die Anwendung des Pfluges ist unbekannt. Hat nun der Strom seine Gewässer darüber ausgebreitet, und tritt er wieder in sein Bett zurück, so bleibt eine fette schwarze Schlammniederlage über dem Acker. Das neben der Frucht üppig aufschliessende Unkraut wird dann zum zweiten Male gejätet. Das so bearbeitete Land giebt zwei Ernten. Diese Bebauungsart stimmt mit der des östlichen Sudan überein, mit dem Unterschiede, dass die Bewohner von Ogadën keine Bewässerungs-Maschinen anwenden; vielmehr verlassen sie sich für die vom Wobi nicht mehr überschwemmten Ländereien auf den häufigen Regen.

Die Ackergeräthe der Somalis sind sehr einfach. Da ist zuerst eine Hacke mit krummem Stiele zu erwähnen, die Yamba; Myga ist ein schwerer, unten zugespitzter Stock von hartem Holze, welcher in den Boden gestossen und darin umhergedreht wird, um die Öffnung zu vergrössern, damit der Samen nicht zu seicht, aber auch nicht zu fest und zu tief gelegt werde; Mindi ist das Messer, womit die Frucht der Durrah abgeschnitten wird; Guduma und Djidib sind kleine Äxte zum Holzfällen. Zum Grasschneiden, was selten geschieht, dient im Nothfalle die Bilawa, das Dolchmesser, das jeder Somali Tag und Nacht im Gürtel hat. Der Weizen wird statt des Dreschens von Ochsen ausgetreten. Im Lande der Koti ist ausser diesen eben angeführten primitiven Instrumenten der Irfi, ein hölzerner Pflug, im Gebrauch, welcher den Abessinischen an Einfachheit noch übertrifft.

Viehzucht. Wenden wir uns zu der Betrachtung des Hauptnahrungszweiges dieser Völker, der Viehzucht. Da

tritt uns ein grosser Reichthum an Hausthieren entgegen. Am wichtigsten ist das Kameel. Die Zahl der Zucht-Kameele ist unglaublich gross; während der Reise zählten wir auf einer etwa 8 Stunden langen und breiten Ebene nicht weniger als 80.000 Kameele, und in der Zeit von höchstens einer Stunde hatten meine Leute dort 2 Kameel-lasten Milch zusammengebettelt. Das Somali-Kameel ist klein, einhöckerig, gut gebaut, weniger schlank wie das Bischari-Kameel und nicht so ausdauernd, denn seine Nahrung besteht nur aus Heu; Durrah oder anderes stärkendes Futter erhält es nie. Während der trockenen Zeit wird es nur alle 15 Tage ein Mal getränkt und während der Regenzeit nur ein Mal im Monate. Lastkameele bekommen, wenn sie arbeiten, während der trockenen Zeit alle 10 Tage Wasser, können aber auch 16 Tage ohne zu trinken aushalten. Für gebirgiges Terrain ist das Lastkameel untauglich, da es durch die geringste Steigung ermüdet; überdiess kann man auf einen Tagesmarsch mit Somali-Kameelen höchstens 8 Stunden rechnen. Das Maximum, das ein Kameel trägt, ist $4\frac{1}{2}$ Ctr. Reitkameele werden nicht gezogen, weil es, wie früher erwähnt, für eine Schande gilt, ein Kameel zu reiten. Der Preis einer Kameels-Stute ist 5 Doll.; dieser Preis gilt jedoch nur für Inländer, der Fremde muss das Doppelte bezahlen. Dagegen werden Lastkameele in Berbera für 7—12 Doll. verkauft. Der Anblick einer Kameelsweide hat viel Anziehendes; der Hirt kennt jedes seiner Thiere; ruft er sie mit Namen, so kommen sie zu ihm, befiehlt er ihnen zu warten, so stehen sie still. Die Jungen machen possirliche Sprünge, bald eilen sie der Heerde voraus, bald folgen sie ermüdet aber in geschäftigem Schritte nach. Da hat eines die Mutter aus dem Auge verloren und ruft nach ihr; die Alte kennt die Stimme des Töchterleins, sie zwängt sich durch die Menge und forscht nach dem Suchenden, und als ob beide sich seit langem nicht gesehen, eilen sie einander freudig entgegen. Das Kameel hat sehr süsse angenehme Milch, doch muss sie ganz frisch genossen werden, denn sie nimmt gar bald einen Geschmack an, der nicht jedem Gaumen behagt. Eine Stute giebt im Tage durchschnittlich 4—5 Flaschen Milch. Es wird aber weder Butter, noch Käse daraus bereitet, die Käsebereitung ist überhaupt dem Somali ganz fremd. Das Fleisch des Kameels gilt für das beste, jedoch ist demselben ein oft widerlicher Geschmack nicht abzusprechen, der freilich den Somali-Gaumen weiter nicht zu beleidigen scheint.

Gleich bedeutend ist die Schaf- und Ziegenzucht. Das Somali-Schaf, das in allen Zonen des Landes gedeiht, hat einen schwarzen Kopf, der Leib trägt keine Wolle, sondern weisses kurzes Haar; im Inlande kostet es einen halben Thaler, an der Küste 1—2 Dollar. Sowohl Schafe, wie Ziegen geben verhältnissmässig reichlich Milch, im Tage

durchschnittlich 2 Pfund; beide werden in der trockenen Zeit alle 5, in der Regenzeit alle 15 Tage getränkt. Das Fleisch der Schafe ist zwar fett, aber nicht sehr schmackhaft; das Ziegenfleisch ist ihm bedeutend vorzuziehen. Gross ist die Sorgfalt, welche der Somali auf die Zucht dieser Hausthiere verwendet, und die sich besonders bei der Auswahl der Zuchtböcke zeigt; Böcke von schlechtem Blut und schwächlichem Aussehen werden in ihrer Jugend kastriert.

An jedem Morgen werden in den Somali-Hütten 1—2 mit Milch gefüllte Gefässe, die an einem Querbalken der Hütte aufgehängt sind, so lange geschüttelt, bis sich die Butter von der Milch ausscheidet; die frische Butter wird dann in reinen Strohgefässen aufbewahrt, bis sich eine genügende Menge angesammelt hat, um sie in einem anderen Gefässe mit Durrah oder Reismehl, mit Pfeffermünze und anderen wohlriechenden Kräutern auszusieden. Das Mehl soll etwaige Unreinigkeiten der Butter an sich ziehen, und die Wohlgerüche sollen ihr nicht nur einen guten Geschmack geben, sondern sie auch vor dem Ranzigwerden behüten. Darauf wird die Butter durch Trichter in einen Lederschlauch gefüllt, der etwa 30 bis 50 Pfd. enthalten kann; dann ist sie zum Verkauf fertig, Salz wird ihr nicht beigefügt.

Die Anzahl der Rinder ist verhältnissmässig gering, die meisten finden sich noch in den Gebirgen der Koti. Die Ochsen werden nicht als Lastthiere benutzt. Eine gute Milchkuh kostet auf dem Küstenmarkte 5— $5\frac{1}{2}$ Doll., ein Ochse bis 6 Dollar. Das Somali-Rind ist klein und gedrungen, aber fett; sein Fleisch ist sehr schmackhaft. Der Milch-ertrag einer Kuh beläuft sich auf etwa 10—12 Pfund per Tag während der Regenzeit, im Sommer kaum die Hälfte.

Besondere Sorgfalt verwenden die Somalis auf die Pferdezucht. Das Pferd ist der Stolz des Eingeborenen. Hat es ein Alter von 2 Jahren erreicht, so beginnt die Dressur; erst mit Beginn des 4. Jahres trägt das Thier seinen Reiter in die Schlacht, weil die jüngeren Thiere leicht im Getümmel scheu werden. Ein gutes Ross kostet bis 60 Dollar, während man schlechtere auf den Märkten schon zu 5 Doll. erhalten kann. Die Somali-Pferde sind im Bau und an Ausdauer den Abessinischen gleich, können aber grössere Strecken ohne Wasser zurücklegen; sie sind gewöhnt, in gewöhnlichen Zeiten nur alle zwei Tage zur Tränke geführt zu werden.

Maulthiere werden nicht gezogen; den Eseln zollt man die tiefste Verachtung, und die bedauernswerthen erhalten nicht die geringste Pflege, obwohl sie nächst den Kameelen die ausdauerndsten Lastthiere sind.

Wechseln die Hirten ihre Plätze, so zeigen sie es ihrem Stamme durch Einschneiden der Familienmarke in einen hervorragenden freistehenden Baum an; der Aufenthalt der Heerde ist aus der Richtung der Zeichen zu entnehmen.

V. Industrie und Handel.

1. Industrie. — 2. Marktplätze, mit besonderer Berücksichtigung von Berbera und Bulhár. — 3. Marktgesetze. — 4. Strassen- und Karawanen-Gesetze und Gebrauche. — 5. Geld, Maass und Gewicht. — 6. Hafenbewegung. — 7. Ausfuhrartikel. — 8. Importartikel.

Industrie. Die Industrie der Somalis ist natürlich unbedeutend. Schmiede, Sattler und Lederarbeiter sind die einzigen Handwerker. Die Schmiede und Sattler, die freilich sehr verachtet werden, verfertigen gute Waaren; namentlich sind alle von den Somali-Schmieden gelieferten Waffen ausgezeichnet gearbeitet. Eben so sind die Schuster und Lederarbeiter sehr geschickt; sie verfertigen namentlich schön und solid gearbeitete Sandalen und Waffenscheiden. Die letzteren sind gleichzeitig Gerber und verstehen die Häute auf die verschiedensten Weisen vorzüglich zu präpariren. Ihre mit geometrischen Figuren verzierten Sättel haben eine gefällige Form, die von der bei den Gallas gebräuchlichen ganz verschieden ist. Die Werkzeuge, welche die Sattler benutzen, sind gering an Zahl; 5—6 verschiedene Pfiemen, Kieselsteine statt der Hämmer, und der dem Somali zu allen denkbaren Zwecken dienende Dolch, ein Stück Ebenholz zum Poliren des Leders, einige Holzkeile, mit denen die Figuren schnell und geschickt in das Leder hineingehämmert werden — das ist der ganze Apparat. In der Figurenzeichnung zeigen sie besonderen Fleiss bei Anfertigung der Schilde, die aus den Häuten des Rhinoceros, Hippopotamus, Elephanten oder der Giraffe gearbeitet werden. Ihre aus Rhinoceroshaut verfertigten Peitschen schmücken sie mit einer eigenthümlichen Zinngarnitur.

In Holzarbeiten sind besonders die Anwohner des Wobi geschickt. Sie schnitzen aus Buchsbaum geschmackvolle, mit allerlei regelmässigen Figuren verzierte Esslöffel, eben so Stühle, Schemel, Wassergefässe, Teller, Haarnadeln und Kämme. Jung und Alt vertreibt sich auf der Weide die Zeit mit solchen Arbeiten, und allgemein zeigen sie sich sehr erfinderisch in der Modellirung und Zusammenstellung neuer Formen und Zierrate.

Die Frauen der Somalis flechten aus Nugila-Gras grosse Töpfe zum Aufbewahren von Wasser, Milch und Butter. Die letzteren werden mit Kauri-Muscheln und Lederfransen reich geschmückt. Alle Gefässe, die zum Aufbewahren von Flüssigkeiten dienen, werden, bevor sie in den Gebrauch kommen, mit Hammelfett getränkt und über Feuer geräuchert. Hat das Flechtwerk genug Fett eingesogen, so wird es mit dem bitteren Absud von Gersa angefüllt, damit sich das Wasser, das freilich in solchen Gefässen immer einen widerlichen Geschmack annimmt, lange halten soll. Sehr künstlich sind die wasserdichten Bastmatten, die zum Decken

der Hütten dienen; an der obern Seite dieser Matten hängen lange, rohe Baststreifen, die das eigentliche Geflecht vor den verderblichen Sonnenstrahlen schützen sollen. Die Matten werden, um sie haltbarer zu machen, so lange eingeräuchert, bis sie eine dunkelbraune Farbe angenommen haben. Trotz der grossen Arbeit, die zur Verfertigung dieser Stroharbeiten nothwendig ist, sind dieselben doch verhältnissmässig billig. In Berbera und Bulhár kauft man eine grosse schöne neue Matte zu $\frac{3}{4}$ Dollar, die gewöhnlichen kleineren Dumpalm-Matten dagegen für 1 bis 2 Dollar, weil der Rohstoff zu den letzteren importirt werden muss. Daneben giebt es natürlich geflochtene Trinkgefässe, Waschgeschirre und Wasserfläschchen in einer Unzahl von Formen und Grössen. Mit erstaunlicher Leichtigkeit verfertigen die Eingeborenen Stricke aus allen möglichen Bastarten; merkwürdig sind die Kameelsricke aus gequetschten und geräucherten Sehnen der Kühe.

Töpferwaaren trifft man selten, da sie natürlich das herumziehende Nomadenleben nicht ertragen können.

Die Silberschmucksachen der Eingeborenen werden von Arabern gemacht.

Kleidungsstoffe werden im Somali-Lande nicht erzeugt, wenn man nicht die weichen Ziegenhautgewänder der Armen dahin rechnen will.

Die vom Somali verachteten Galla sind in allen Industriearbeiten meist viel geschickter; von ihnen stammt ein grosser Theil der gewebten Tücher. Bei den Gallas finden sich auch sehr geschickte Gold-, Silber- und Kupferschmiede, die sich an Feinheit der Arbeit gegenseitig zu übertreffen suchen.

Wenden wir uns von der Betrachtung der einheimischen Industrie zu der des Handels, so tritt uns hier eine erfreulichere Blüthe entgegen. Der Handel des Somali-Landes ist geradezu reich zu nennen. Denn die Eingeborenen führen einen ganz bedeutenden Reichthum an Viehzucht- und Naturprodukten aus; und da sie andererseits wenig Ackerbau und Industrie haben, sind sie genöthigt, den grössten Theil ihrer vegetabilischen Nahrung und ihrer Kleidungsstücke vom Auslande einzuführen.

Marktplätze. Die Küste weist von Seila bis zum Ras Hafun den einzigen sicheren Hafen von Berbera auf. Berbera ist daher seit alter Zeit bis auf unsere Tage der Haupt-handelsplatz des Hinterlandes geblieben. Die übrigen Niederlassungen in der Nähe des Meeres mit Ausnahme der kleinen Inselstadt Diftilla bei Durderi, die Persischen Ursprungs sein soll, sind meist erst in neuerer Zeit entstanden; sie heissen Enterat, Kerem, Ongor, Las Ghoré, Bo-

saso, Butialo, Antarre, Durderi &c. Der jetzt, in unseren Tagen zum grössten Marktplatze des Landes emporgestiegene Ort Bulhár, 42 Seemeilen westlich von Berbera, erfreut sich dieser Wichtigkeit erst seit zehn Jahren. Er ist, obwohl seine geographische Lage nicht entfernt mit jener von Berbera zu vergleichen ist, durch bessere Handhabung der Gesetze, also durch grössere Sicherheit schnell emporgewachsen. Jedoch wird diese Blüthe von Bulhár nur beschränkte Dauer haben, denn der gute Hafen und die vorzügliche geographische Lage wird Berbera nie ohne Bedeutung lassen; die alten Verbindungen werden sich wieder herstellen, sobald eine energische Obrigkeit Berbera besetzen wird.

Die heutigen Eigenthümer des Marktes von Berbera sind die Rer Achmet Noh, die während 6 bis 7 Monaten des Jahres in Berbera den Marktgeschäften obliegen und nach der Aufhebung desselben 5—6 Monate nomadisiren.

Zu Anfang des Dair kommen die ersten Karawanen aus dem Inlande an. Die Marktplätze werden vertheilt und die Wohnhütten und Verkaufs-Magazine aufgebaut; in der kurzen Zeit von einer Woche stehen auf dem vorher leeren und wüsten Platz mehrere hundert Hütten bereit, die Fremden, die über Meer kommen, zu beherbergen.

Nachdem sich die ersten und bedeutendsten Kaufleute niedergelassen und eingerichtet haben, bringen die Nomaden des Innern ihre Produkte zu Markt. Alle Tage kommen neue Karawanen an, von 20 bis 200 Kameelen, das Dörfchen wird nach und nach zum Dorf, bis es gegen das Ende der Marktzeit eine ganz beträchtliche Dimension angenommen hat.

Ganz in der Nähe des Dorfes sind mehrere Brunnen (Barik Allah), deren Wasser jedoch nur für Somali-Magen zu empfehlen ist, denn der Fremde kann es nicht geniessen. Sein Geschmack ist durch den starken Gehalt an schwefelsaurer Magnesia geradezu unausstehlich. Die Eingeborenen lieben es wegen seiner blutreinigenden Eigenschaften.

In einer Entfernung von 2 Stunden SO. von Berbera liegt Dobär, wo ein Süsswasserquell am Fusse der ersten Bergkette entspringt. Es ist ein Hauptnahrungszweig armer Frauen, den Markt mit süssem Dobärwasser zu versorgen.

Die einst hier ansässigen Perser haben sich durch den Bau einer Wasserleitung, die das Dobärwasser in ein mächtiges nahe der Stadt gelegenes Reservoir ergoss, ein bleibendes Denkmal geschaffen. Der Quell liegt 309 Fuss über dem Meeresspiegel, der Fall ist ein ganz regelmässiger und die Herstellung der Leitung wurde somit sehr erleichtert; letztere bildet einen aus Steinen und Kalk gemauerten Kanal, dessen Durchmesser einen Fuss beträgt. Heute sind nur noch die Spuren des Werkes sichtbar.

Der Schutzpatron von Berbera ist Scheich Ismail Ja-

barti, ein berühmter Heiliger, dem zu Ehren eine Gebethütte an der den Hafen einschliessenden Landzunge als Denkmal errichtet wurde. Ismail Jabarti liegt zwischen Djidda und Mekka begraben; die sämmtlichen Somalis wallfahrten als seine Schützlinge nach Mekka.

Der Hafen von Berbera ist gross und vor allen Winden gesichert. Er kann bequem bis 500 grosse Segelbarcken fassen, nur ist der seichten Ufer wegen die Verladung der Waaren etwas mühsam, doch könnte dieser Übelstand durch die Konstruktion eines circa 120—130 Meter langen Dammes ohne grossen Kostenaufwand leicht gehoben werden. Die Einfahrt ist sicher, doch etwas enge, und deshalb nur bei Tage möglich.

Ganz anders verhält es sich in Bulhár, wo die Schiffe keinen Augenblick vor der launischen See sicher sind. Die geringste Seebrise trennt die an's Land gegangenen Matrosen von ihrem Schiffe. Der Markt befindet sich in der Mitte des Ortes; er ist leicht zu erkennen an der eigenen Form seiner Hütten. Während die Behausungen der Eingeborenen die Form eines quer durchschnittenen Eies haben und mit braunen wasserdichten Baumbastmatten gedeckt sind, machen sich die Verkaufs-Magazine durch ihre Würfel-form, ihre Höhe und die weissen Strohmatten schnell bemerkbar, man sieht an ihrer provisorischen Bauart, dass ihr Dienst von kurzer Dauer ist, und gewöhnlich kündigt ein Theil derselben noch vor Schluss des Marktes den Gehorsam, indem sie von den ersten starken Seewinden niedergeworfen werden.

Marktesetze. Wir haben die Gewissenlosigkeit, die Raub- und Mordlust der Eingeborenen schon kennen gelernt. Die Küstendörfer lassen diese Untugenden der Somalis nicht so deutlich erkennen. So sehr auch ebenfalls die Eigenthümer der Marktplätze sich durch Habgier auszeichnen, so sichert doch das Handelsinteresse den fremden Kaufleuten das Leben.

Die Gesetze, welche die Aufrechterhaltung des Marktes ermöglichen, stimmen mit denen der übrigen ost-Afrikanischen Küstenmärkte überein; doch ist die Handhabung derselben höchst mangelhaft. Es fehlt ja jedes Gemeindeoberhaupt, das die Durchführung der Gesetze erzwingen könnte. Vielmehr liegt die Vollziehung derselben in der Hand der Marktherren-Versammlung, von welcher nur Diejenigen als nicht stimmfähig ausgeschlossen sind, welche sich noch nicht eines Mordes rühmen können. Jeder Fremde hat sich, sobald er den Fuss an's Land setzt, einen Schutzherrn, Abban, zu wählen; dieser dient in dem Geschäfte seines Schützlings als Courtier, schützt ihn gegen die unersättliche Habsucht der Eingeborenen und gleicht etwaige Streitigkeiten aus. Der Kaufmann seinerseits darf kein Geschäft ohne Vorwissen seines Abban unternehmen und muss demselben das

gebührende Courtage bezahlen, ob er nun dabei mitgewirkt hat oder nicht. Von jedem auf den Markt kommenden Import-Artikel hat der Abban ein Anspruchsrecht von 1⁰/₀, das ihm als Schutzgeld in natura ausbezahlt wird. Jedes ankommende Schiff bezahlt dem Markte 1—2 M.-Th.-Thaler und dem Abban ein Kleid von 16 Ellen Calicot.

Die Verkaufsmagazine und Wohnungen der Fremden sind deren Eigenthum, doch müssen sie das Holzgerüste ihrer Hütten beim Weggange dem Abban als Standgeld überlassen; die Wohnungen sind sehr leichte Holzgerippe mit flachem Dache, gedeckt mit Dumpalm-Matten. Ohne Bestätigung der Gerichtsversammlung kann niemand seinen Abban wechseln.

Inländer und Fremde schliessen freilich die Käufe und Verkäufe durch ihren Abban ab, doch wohnt jedem Kauf eine Unzahl von Müssiggängern bei, die sich in die Geschäfte mischen, so dass oft weder Käufer noch Verkäufer zur Rede kommen können. Der Handel mit Straussenfedern, Elfenbein und anderen Werthgegenständen wird aus Furcht vor dem bösen Auge nur des Nachts abgeschlossen.

Wie überall an jenen Küsten werden die Werthangaben nie durch Zahlen ausgedrückt, sondern Käufer und Verkäufer reichen sich unter einem Tuche die Hände und bestimmen je durch Anfassen eines Fingers oder der ganzen Hand den Werth des Gegenstandes.

Es liegt natürlich im Interesse des Abbans, seinem Schutzbefohlenen möglichst viele Geschäfte zuzuführen. Er geht den Karawanen entgegen, knüpft unterwegs mit den Kaufleuten des Inlandes an und verpflichtet sie durch Versprechungen, die Waare an ihn zu verkaufen. Er geht in alle Hütten und durchstöbert die Magazine der Fremden, um seinen Nutzen daraus zu ziehen.

Wird einmal ein Fremder umgebracht, so entfernt sich die sämmtliche Kaufmannschaft und besucht den Platz erst dann wieder, wenn die vollständige Blutschuld an die Erben des Ermordeten abbezahlt ist.

Klagt ein Fremder über Diebstahl, so muss er, wenn er Verdacht auf einen Somali hat, bevor man zur Untersuchung schreitet, eine gewisse Summe als Ehrengeld deponieren.

Leugnet und schwört der Dieb, was gewöhnlich der Fall ist, und bezweifelt der Kläger die Wahrheit des Schwures, so muss sich der Angeklagte dem Feuergerichte unterziehen. Zu dem Zwecke wird ein Eisenstab im Feuer weissglühend gemacht und dem Verdächtigen bis man zehn zählt in die Hand gedrückt. Verbrennt sich derselbe die Finger, so ist er schuldig und wird von der Bevölkerung zur Herausgabe des fremden Eigenthums gezwungen. In Ermangelung eines Eisenstabes wendet man siedendes Wasser an, indem man irgend ein Reisekochgeschirr mit Wasser an-

füllt und es über's Feuer stellt; sobald das Wasser zu sieden anfängt, werden 3 kleine Kieselsteine oder 3 Erbsen in das Gefäss geworfen, die der Angeklagte, wenn er unschuldig ist, ohne sich die Finger zu verbrennen, herausholen wird.

Will es nun der Zufall, dass der Angeklagte die Feuerprobe besteht, so hat der Kläger jedes fernere Klagerecht verloren und muss das deponirte Ehrengeld opfern, das dann dem falsch Angeschuldigten zugesprochen wird.

Im Somali-Lande hat man allgemein eine hohe Meinung von diesen Feuergerichten, denn Schuldige wie Unschuldige sehen es als eine Strafe Gottes an, wenn das Ergebniss gegen sie zeugt. Doch hat diese Untersuchungsform das Gute, dass die meisten Schuldigen es nicht zum Gerichte kommen lassen und aus Furcht vor der Schande und den Schmerzen das Verbrechen eingestehen.

Für die Stämme des Inlandes ist der Markt ein neutraler Ort. Sie dürfen keine Fragen, die zwei auswärtige Stämme betreffen, dort berathen, und haben kein Recht auf dem Markte, wo Feind und Freund durch Handelsinteressen vereint sind, Blutrache zu nehmen.

Oft kommt es vor, dass benachbarte Stämme die Karawanen plündern und den Raub auf dem Markt in Gegenwart der Eigenthümer verkaufen.

Da helfen keine Bitten, keine Einwendungen, und die stets Moral predigenden Kaufleute sind herzlich froh, wenn ihnen solche Waare zu billigen Preisen verkauft wird.

Streitigkeiten zwischen den Eingeborenen können auf dem Markte nur von der Gemeinde-Versammlung gerichtet werden; doch sind die Streitenden nicht gezwungen, sich den Beschlüssen derselben zu unterwerfen, müssen aber im letzteren Falle den Markt verlassen. Sollten die Feindseligkeiten im Dorfe schon zum Ausbruche kommen, so müssen beide Theile für Verletzung der Marktgesetze eine von der Gemeinde zu bestimmende Busse zahlen. Über jeden Inländer oder Küstenbewohner, der dem Handel erheblichen Schaden bringt, soll das Todesurtheil verhängt werden; doch zieht die Exekution eines solchen stets blutige Nachspiele nach sich, und man sucht daher dieselbe auf jede Weise zu umgehen.

Strassen- und Karawanen-Gesetze. Die Karawanen des Inlandes wagen es im Interesse ihrer Sicherheit nie, sich in kleineren Abtheilungen der Küste zu nähern. Sie zählen gewöhnlich 300 bis 2000 Kameele. Jede Karawane hat einen Führer, der den Weg schon öfters begangen hat und die am Wege wohnenden Stämme genau kennt. Dieser bestimmt nach seinem Gutdünken die Ruheplätze, mischt sich unter die Bewohner des Territoriums, das sie bereisen, und beobachtet deren Stimmung und Verhalten.

Die Eigenthümer der Karawane lassen gewöhnlich ihre

Weiber und Diener bei der Karawane, um die Waare zu beaufsichtigen, während sie selbst dem Zuge vorangehen oder ihm folgen. Den zahlreichen Bettlern, die sich nähern (denn Reich und Arm bettelt), ist auf diese Weise das Handwerk gestellt; die Dienerschaft darf nichts verschenken, und die Herren sind von der Karawane zu entfernt, um sich zu bemühen, die verlangten Geschenke von der Karawane zu holen. Auch an den Lagerplätzen werden diese lästigen Blutsauger von dem einen zum andern gewiesen; denn man erkennt nicht leicht den Herrn vor dem Diener; dazu hat jeder Eigenthümer in jedem Stamme, den er passirt, seinen Schutzherrn, der allein Anspruch auf das Schutz- und Wegrecht hat.

Der Durchreisende hat dem Schutzherrn ein bis zwei Kleider und einen Kopfputz für seine Frau zu geben, ob er nun 1 oder 50 Kameellasten mit sich führe. Der Geleitsherr hat ihm dagegen ein Schaf und etwas Milch zu schenken, und wenn der Reisende zum Weitertransport Kameele oder Esel braucht, hat er ihm dieselben gegen die Vergütung der Hälfte des Werthes zu geben.

Von dem Fleische des geschenkten Schafes oder von der Milch genießt weder der Landesherr, noch seine Freunde, die zufällig den Reisenden zu begrüßen kommen. Es kommt dabei ganz auf das Gutdünken des Letztern an, ob er jenen von seinen Datteln oder seinem Reis etwas zubereiten lassen will.

An gefährlichen Stellen marschirt die Karawane entweder die ganze Nacht oder sie macht an einem ganz unbekanntem Ort während der Nacht Halt, ohne jedoch Feuer anzuzünden. Oft werden Abends unterwegs Feuer angezündet, welche häufig die ganze Nacht hindurch brennen, während die Karawane weiter zieht. Man braucht Tausende von Listen, um den nächtlichen Feind zu täuschen und dadurch die Gefahr abzuwenden. Es werden aber dennoch viele nächtliche Raubzüge mit Erfolg unternommen.

Niemand darf es wagen, auf dem Territorium eines fremden Stammes durchziehende Karawanen zu berauben; Gefahr ist nur von dem Stamme zu befürchten, in dessen Gebiet man gerade weilt.

Die Stämme der Ishaac sind als die raubsüchtigsten und niederträchtigsten bekannt, sie durchstöbern die Karawanen, treten in die Hütten der Reisenden ein, bei Tag und bei Nacht, und gönnen dem Ermüdeten keine Ruhe.

Weiter im Inlande sind die Verhältnisse schon etwas besser, man wird von den Eingeborenen in ihren Umzäunungen aufgenommen, und nachdem man denselben dasjenige gegeben hat, was ihnen gebührt, wird man von seinem Schutzherrn oder von einem seiner Leute bis zu dem folgenden Stamm begleitet, wo er den Schützling einem seiner Freunde oder Verwandten übergiebt.

Beim Wachehalten während der Nacht erzählen sich die Eingeborenen, um nicht einzuschlafen, die märchenhaftesten Geschichten, Scheko genannt.

Stürzt ein Kameel oder erkrankt es, so wird seine Last auf die übrigen Kameele vertheilt. Die kranken Kameele werden meist, um den Zug nicht aufzuhalten, gleich geschlachtet und verzehrt.

Die Diener, die des Nachts die Kameele auf der Weide hüten, bekommen für eine Reise ausser ihrer spärlichen Nahrung höchstens ein Kleid im Werthe von einem Thaler.

Etwaige Streitigkeiten in der Karawane müssen von dem Führer geschlichtet werden, und Leute, die sich dem Zuge anschließen wollen, haben vorerst die Erlaubniß des Karawanen-Rathes einzuholen.

Leute, die auf dem Territorium der Karawane rauben und dabei Gebrauch von ihren Waffen machen, dürfen ohne Gefahr niedergemacht werden, ohne dass der Eigenthümer der Karawane sich vor der Blutrache zu fürchten hätte.

Trifft eine Karawane unterwegs bemerkenswerthe Bäume, so schneidet sie die Brandmarken ihrer Kameele in die Rinde ein, so wie auch die Marke des Stammes, der das Ziel ihrer Wanderung ist; auf diese Weise erfahren später dort vorbeiziehende Karawanen Namen und Ziel der hier passirten. Treffen sich zwei Karawanen auf einem Lagerplatze, so wird allseitig gefastet, damit nicht der Eine den Anderen zum Essen einladen müsse. Jeder Wanderer, dem eine Karawane begegnet, muss Nachricht von den Weideplätzen, den Landeszuständen &c. geben; diese Nachrichten theilt dann wieder der Führer den Anwesenden singend mit.

Geld, Gewicht, Maass. Während im Inneren des Somali-Landes der Tauschhandel die geprägte Münze ersetzt, ist an den Küsten wirkliches Geld gebräuchlich; auch hier ist der Maria-Theresia-Thaler die einzige Silbermünze, die stets vollen Werth hat, während die ebenfalls kursirende Englische Rupie beim Wechsler stets etwas verliert. Gefälschte Thaler und Rupien sind nicht selten. Im Inlande werden kleine Käufe mit Tabak, Glasperlen, Kopftüchern &c. bezahlt, während grössere Geschäfte meist mit Tüchern, Reis, Datteln oder einheimischen Industrie-Produkten geregelt werden. Der eigentliche Werthmesser für den Kleinhandel des Inlandes ist aber der Calicot, wovon 16 Ellen einen Thaler repräsentiren, in den entfernteren Provinzen, Ogadēn und Aul Yahēn, haben 17 Ellen den Werth von zwei Thalern. — Die fremden Kaufleute der Küste bedienen sich der alt-Arabischen Gewichte. Das Gewicht für Perlen heisst Mutgal. Als Maass gilt für Tücher die Dra, d. i. die Entfernung vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers; für Distanz-Angaben dient die Marhala, d. i. der Karawanenweg von 8 Stunden; Rida Worn ist die Ent-

fernung eines Lanzenwurfes, etwa 150 Schritt. Flüssigkeiten werden stets gewogen.

Hafenbewegung. Über die Zahl der aus- und einlaufenden Schiffe kann keine einigermaassen zuverlässige Angabe gegeben werden. Die Eingeborenen sprechen zwar von 1800 Segelschiffen, die alljährlich in Berbera und Bulhár eintreffen sollen; nach den sorgfältigsten Erkundigungen taxire ich aber den Verkehr der beiden Häfen folgendermaassen: Es laufen täglich aus von

Berbera durchschnittl. 2 Schiffe,	
also in 7 Monaten 420 Sch. à 50 T.,	d. i. 21.000 Tonnen,
Bulhár durchschnittl. 3 — 4 Schiffe,	
also in 7 Monaten 800 Sch. à 60 T.,	d. i. 48.000 „
zusammen 69.000 Tonnen.	

Davon sind 400 Schiffe à 60 Tonnen für den Viehtransport in Abzug zu bringen, bleiben also für den Export anderer Handelsartikel 45.000 Tonnen. Davon gehen noch ab für Marktbedürfnisse und Verlust an voller Ladung 15.000 Tonnen, so dass der gesammte Waarenexport 30.000 Tonnen beträgt. Wahrscheinlich ist diese Angabe noch zu gering, denn man versicherte mir, dass im vergangenen Jahre 95.000 Kameele mit Waaren nach Bulhár gekommen seien, und 25.000 nach Berbera; und dabei sind die per Esel und Maulthiere angebrachten Waaren ja noch uneingerechnet.

Der Grosshandel ist in den Händen der Fremden (Araber aus Hedschas, Yemen, Hadhramaut, Banianen und Perser); jedoch macht ein grosser Theil der Eingeborenen direkte Einkäufe in Aden.

Der Sklavenhandel ist auf den Küstenmärkten nicht bedeutend; die hierher gebrachten Sklaven stammen meist aus der christlichen Provinz Guragué.

Ausfuhr-Artikel. Die wichtigsten Ausfuhr-Artikel des Somali-Landes sind

1. Butter; dieselbe kommt in Ziegenhäuten aus dem Inneren und wird in Fässern oder irdenen Gefässen verschifft. Der grösste Theil geht nach Aden und Indien, der Rest nach Yemen.

2. Schafe und Ziegen. Aus Aden wird berichtet, dass man dort jedes Jahr ca. 320.000 Stück ausschiffe, während ca. 40.000 Stück nach Schehr und Mkella (in Hadhramaut) versandt werden. Schafe und Ziegen bilden das beliebteste Schlachtvieh jener Gegenden, und der Export dürfte sich leicht noch auf das Doppelte steigern, wenn die Strassen sicher wären.

3. Weihrauch. Die Ausfuhr dieses Produktes geht meist nicht über Bulhár und Berbera, da die betreffenden Pflanzen mehr im östlichen Theile des Somali-Landes vorkommen; mehrere Märkte der östlichen Küsten verdanken dagegen diesem Handel ihre Entstehung.

4. Gummi. Der Gummi-Export vertheilt sich nach der Qualität des Produktes auf verschiedene Märkte der Küste. Das Inland ist sehr reich an Gummi producirenden Pflanzen, doch kommen nur vier Gummi-Arten zum Handel. Nämlich: 1) Wordi, ein feinkörniges, sehr reines, fast durch-

sichtiges Gummi; es wird nach Bulhár und Zeila gebracht und stammt aus dem Gebiete der Isa Modoba. 2) Adad, eine ebenfalls sehr reine, aber grosse Knollen bildende Sorte, die im ganzen Somali-Lande vorkommt und von den Europäischen Handelshäusern in Aden aufgekauft wird. Eine geringere, aber oft mit Adad vermischte Sorte ist der Djërun, ein reines, klares, kleine Knollen bildendes Gummi, das mehr an den östlichen Somali-Küsten gehandelt wird und auch nach Aden geht. Die vierte Sorte, Lerler, verdient eigentlich keine Erwähnung; es ist höchst unrein und von der Rinde des Baumes roth gefärbt.

5. Myrrhe. Der grösste Theil dieses Harzes wird nach Indien und Arabien exportirt, wo es meist als magenstärkendes und die Verdauung förderndes Mittel genossen wird. Man unterscheidet im Handel wilde und kultivirte Myrrhe; wobei zu bemerken ist, dass die letztere bedeutend billiger ist, als die erstere.

6. Habak hadé ist eine etwas nach Asa foetida riechende Gummi-Sorte, die im Inlande statt der Seife angewandt wird. Sie kommt nicht zur Ausfuhr, sondern wird auf den Küstenmärkten nur den Eingeborenen feilgeboten.

7. Wors, eine nur etwa 1½ Fuss hohe Ölpflanze, die in der Umgegend von Härär wächst. Die sesam-ähnlichen rothbraunen Samenkörner, die mit Wasser zerrieben eine dichte, gelbe Farbe geben, welche stark nach Öl riecht. In Süd-Arabien bemalen sich die Eingeborenen mit Wors, welcher daher dort sehr gesucht ist.

8. Kaffee. Man unterscheidet Arussi- und Härär-Kaffee, die jedoch beide an Vorzüglichkeit einander gleich kommen. Der Kaffeehandel ist sehr einträglich, man bringt den Kaffee sehr rein und ohne Hülsen in den Handel; denn aus den Hülsen wird in den Kaffeegenden ein gesunder Thee bereitet, der auch in den Küstenstädten des Rothen Meeres häufig dem Kaffee vorgezogen wird.

9. Elfenbein. Die an den Markt gebrachten Zähne sind nicht so gross, wie diejenigen des Weissen Nil. Der grösste Theil des Elfenbeins kommt aus den Galla-Ländern, doch ist der Emir von Härär im Alleinbesitz dieses Handels; alles Elfenbein, das in sein Territorium kommt, muss an ihn verkauft werden, oder es wird einfach durch ihn anekirt. Ein verhältnissmässig geringer Theil kommt aus dem Somali-Lande. Man unterscheidet nach Gewicht und Grösse zwei Sorten. Der Elfenbeinhandel ist fast ganz in den Händen der Banianen in Aden, die die Waare nach Indien versenden.

10. Straussenfedern kommen in ganz bedeutenden Mengen auf die Küstenmärkte; die Ausfuhr beträgt über 80.000 Dollar jährlich. Man unterscheidet nach Grösse, Schönheit und Farbe sieben verschiedene Qualitäten, von denen die beste, Berima, zu 1¼ bis 1½ Doll. per Stück verkauft wird. Die letzteren werden gewöhnlich auf den Passagier-Schiffen in Aden den Reisenden feilgeboten und so im Detail verkauft, während der Rest von Europäischen Handelshäusern oder von Djedda-Kaufleuten aufgekauft wird.

11. Gold. Das meist nach Aden verschickte und dort erst verkaufte Gold stammt aus den Härär-Bergen. Der Emir hat auch diese Ausbeute zum Monopol gemacht; er soll jährlich 6—8 Eselslasten davon ausführen (?).

12. Rinderhäute. Das ausgeführte Quantum repräsentirt wenigstens ein Kapital von 200.000 Doll. Die Häute werden

nicht per Stück, sondern nach dem Gewichte verkauft; sie gehen zunächst nach Aden. Kalbfelle und Kameelhäute kommen nicht zur Ausfuhr.

13. Ziegenhäute, wie die vorigen von guter Qualität und sorgfältig behandelt; ein grosser Theil wird zu Wasserschläuchen verarbeitet.

14. Fett und Talg werden nur in sehr geringen Quantitäten ausgeführt, meist nur für die in Aden sich aufhaltenden Somali, welche sich damit pomadisiren.

15. Lif heisst der zähe Bast einer kleinen Asklepias; es werden daraus vorzügliche, starke Stricke verfertigt. In Ägypten dient Lif als beliebter Badeschwamm.

16. Ambra, dieses weiche von der Meeresbrandung ausgeworfene Harz dient theils zum Räuchern, theils als Nahrungsmittel, es wird meist an der Ostküste des Somali-Landes gefischt, wo die Brandung viel mächtiger ist.

17. Zibeth kommt aus Härär; es ist hier Jagdprodukt, da die Zibeth-Katzen nicht, wie in Abessinien, in den Häusern gehalten werden. Der Zibeth kommt, in Kuhhörner gefüllt, auf die Märkte von Zeila und Bulhár.

18. Rhinoceros-Hörner kommen mit dem Elfenbein meist aus den Galla-Ländern; sie werden grösstentheils nach Ägypten und der Türkei ausgeführt, wo man Trinkgefässe daraus drechselt, welche, nach dem Glauben der Moslemin, den etwaigen Giftgehalt einer in ihnen enthaltenen Flüssigkeit anzeigen.

Die Fischerei-Produkte gehen dem Handel der Küstenmärkte verloren, da die Fischer ihre Ladung an getrocknetem Haifischfleisch und Haifischflossen, Perlmutterchalen, Perlen und Raham (eine kleine Muschel) direkt nach Aden bringen. Übrigens ist auch das in Aden an den Markt gebrachte Quantum dieser See-Produkte sehr gering. Obwohl das Meer sehr reich an Perlmutter sein soll, so verhindert die fortwährend bewegte See die Taucher, in der Tiefe etwas zu sehen, und nur bei ganz vollkommen windstiller Witterung können sie der Perlfischerei obliegen. Die Preise der Perlen sind nicht bestimmt, weil meist nur Reisende sie den Fischern gegen theueres Geld abkaufen.

Obwohl Tamarinden und Sennesblätter-Sträucher sehr stark im Somali-Lande vertreten sind, so nützen sie doch dem Export nichts, weil die Eingeborenen die Bereitung der ersteren nicht verstehen und die Gewinnung der Sennesblätter sich nicht bezahlt machen soll.

Import. Der Import-Handel ist trotz der geringen Bedürfnisse der Eingeborenen sehr bedeutend. Der weitgrösste Theil des Inlandes producirt keine Cerealien, und die einzigen im Lande erzeugten Nahrungsmittel sind Milch, Fleisch und einige wildwachsende Früchte, eben so werden im Inlande keine Stoffe oder Tücher verfertigt, sondern sämtliche Kleidung muss vom Auslande bezogen werden, da nur die Armen Schürzen von gegerbtem Ziegenfell tragen. Die folgenden sind daher die Importwaaren.

1. Calicot (Wolaiti); er kommt in grossen Mengen aus Indien und England und findet überall im Somali- und Galla-Lande bequemen Absatz.

2. Top Cheili Mendēri, ein mit farbigen Enden gewobener leichter Calicot, Indisches Fabrikat.

3. Musseline, für Turbane; nur im Somali-Lande gebraucht, nicht im Galla-Lande; Indisches Fabrikat.

4. Rothe Ceinturen aus Wolle finden sowohl im Somali- als Galla-Lande grossen Absatz; sie dienen zur Verzierung der Sättel und Zügel; sie kommen ebenfalls aus Indien.

5. Blaue Ceinturen aus Baumwolle, für Frauenkleidung; Indisches Fabrikat, nur bei den Somalis, nicht bei den Gallas verkäuflich.

6. Blaue Musseline in drei Qualitäten: Bengali, Mochan und Soda. Sie dienen zu Haarnetzen für Frauen.

7. Tücher, für Schürzen und Überwürfe, finden nicht im Somali-Lande, wohl aber bei den Gallas Absatz.

8. Rothe und weisse Baumwollenfäden, so wie rothe Seidenfäden. Letztere sind namentlich im Galla-Lande für Rosenkränze beliebt.

9. Reis aus Indien ist das einzige vegetabilische Nahrungsmittel aller nicht Ackerbau treibenden Gegenden dieser Länder. Nach Ogadēn und den Galla-Gebieten geht dagegen sehr wenig oder gar kein Reis.

10. Datteln aus Bassora sind bei den Somalis sehr beliebt; sie bilden im Inlande eine Art Scheidemünze für kleinere Einkäufe.

11. Glasperlen. Es ist schwierig, etwas Genaueres über diesen Handelszweig zu sagen, weil zu viel Sorten an den Markt gebracht werden. Jedes Land, ja jede Provinz hat in Perlen andere Moden, die noch dazu von Jahr zu Jahr wechseln. Die Gallas lieben die kleinen ovalen, dunkelrothen Glasperlen, die Somalis besonders auch die sog. Mekkau-Perlen, die platt und bernsteingelb sind.

12. Kupfer in Stangen, zu Arm- und Fussspangen, wird in das Galla-Land verhandelt. Hauptmarkt ist Bulhár.

13. Stahl und Schmiedeeisen aus England, zur Waffenverfertigung. Das Eisen geht nicht nach Härär und den Galla-Ländern, weil dort die Eingeborenen aus den Erzen, an welchen jene Gegenden sehr reich sein sollen, selbst Schmiedeeisen erzeugen.

14. Zinn; es geht meist zu Verzierungen und Schmucksachen in das Galla-Land, dagegen ist seine Verwendung bei den Somalis unbedeutend; die letzteren benutzen es nur zur Verzierung von Peitschen und Dolchmessern.

15. Bernstein; er bildet den beliebtesten Schmuck der Somalis beider Geschlechter, während er im Galla-Lande keinen Werth hat.

16. Salz; es kommt aus dem Rothen Meere und geht in ziemlich bedeutenden Mengen in's Inland.

17. Spezereien werden in höchst geringen Quantitäten verlangt. Am beliebtesten sind Gewürznelken, Zimmt und Schwarzer Pfeffer.

18. Durrah von Loheya und Hodeida; in Reissäcken oder kleinen Palmmatten wird er an Unbemittelte verkauft.

In dieser Zusammenstellung von Export und Import erkennen wir ziemlich gut die Verhältnisse des Inneren. Der träge Somali muss sehr viele seiner Bedürfnisse zum Lebensunterhalte von aussen beziehen und bezahlt dieselben mit Naturprodukten seines Landes, die meist mit leichter Mühe gewonnen werden. Ganz anders der vom Somali tief ver-

achtete Galla! Der fleissige Galla lebt von den im Schweisse seines Angesichtes gebauten Bodenprodukten und kleidet sich grösstentheils in selbstgewebte Stoffe. — Den Europäischen Handel interessiren als Import-Artikel für das Somali-Land

hauptsächlich Tücher, Glasperlen, Kupfer, Zinn und Faden, während die gesammte Ausfuhr aus jenen Ländern für Europa wichtig ist.

VI. Zur Geschichte der Somalis.

Die älteste Geschichte des Somali-Landes ist naturgemäss sehr unklar; wir müssen uns mit einigen Traditionen begnügen. — Ein Sohn des Noah, Namens Tir Daremallafel, soll der erste Bewohner des Landes gewesen sein; seine zahlreiche Nachkommenschaft hat, so wird erzählt, schliesslich das Land übervölkert, was einen grossen Theil der Bewohner zur Auswanderung trieb. Das Land im Westen, wohin diese sich wandten, war jedoch keineswegs menschenleer, denn die Nachkommen des Tir hatten um den Besitz desselben harte Kämpfe zu führen mit den Nachkommen des Ebädir¹⁾. Die Überlieferungen berichten dann ferner, dass die Tir-Familie, nachdem sie schon in verschiedene, mächtige Stämme zerfallen war, von einem Könige, Berri, regiert wurde, der seinen Sitz bald in Mogälo, dem heutigen Berbera, bald in Mündus, dem heutigen Seila, hatte. Welche Ausdehnung das Reich dieses Berri besass, ist schwer nachzuweisen; vielleicht umfasste es neben dem heutigen Somali-Lande das Gebiet der Schohos und Danakil. Es unterliegt jedenfalls keinem Zweifel, dass sprachlich die Schohos, die Danakil und die Somalis zusammengehören; ebenso ist bis heute noch Verwandtschaft der Sitten und Typen unverkennbar. Das alte „königliche Gesetz“ (herki berri) wird noch heute vom Kap Hafun ab bis zu den Dankalis von allen Somalis citirt.

Ungefähr um das Jahr 500 n. Chr. soll die Einwanderung der Perser erfolgt sein. Eine Menge im Inlande und an der Küste zerstreuter Grabstätten werden den Persern zugeschrieben, ebenso viele Ruinen von befestigten Niederlassungen, Wasserleitungen, grossartigen Cisternen und in Felsen ausgehauene Höhlen. Die unter einander in steten Fehden lebenden Tir liessen in kurzer Zeit den gesammten Handel des Landes in Persische Hände übergehen. Die Küste stand damals unter der Herrschaft des Königs von Saba (wahrscheinlich Süd-Arabien). Es ist anzunehmen, dass der Berri der Stellvertreter des Königs an der Küste war, denn aus dem „herki berri“ ersehen wir, dass die Berriwürde nicht erblich war; vielmehr betrug die Amtsdauer oft 5, oft 10 Jahre; der abtretende Würden-träger wählte mit Zustimmung des Volkes seinen Nachfolger aus dem Stamme, der zur Vertretung an der Reihe

war. Ausser dem Berri existirte ein Vorsteher jedes Stammes, der dessen Rechte zu vertreten hatte, über seine Unterthanen aber keine executive Gewalt besass.

Die erste grössere Einwanderung der Araber fällt nach den Traditionen etwa in das Jahr 200 nach der Hedschra; vereinzelt lebten aber damals Araber schon seit Jahrhunderten als Handelsleute an den nördlichen Somali-Küsten. Die Somalis nennen als ihren Stammvater Darod; derselbe soll aus Mekka stammen und der Sohn des grossen Ismail Djeberti-sein, welcher letztere der Schutzheilige des Somali-Landes ist und zwischen Djedda und Mekka begraben liegt. Darod, der eines Mordes wegen in einer festgeschlossenen Kiste eingekerkert in die Wüste geworfen war, wurde von Allah auf wunderbare Weise an die Somali-Küste geführt, wo er lange Zeit in frommer beschaulicher Einsamkeit lebte. Er verheirathete sich dann mit einem Hirtenmädchen, dessen Familie er zur Religion des Propheten bekehrte. Als die Söhne, die er mit dieser gezeugt, herangewachsen waren, raubten sie an einem Festtage die Heerden ihres Grossvaters und flohen damit in die Gegend des Wobi, wo sie sich mit den Töchtern des Landes verehelichten; als ihre Nachkommen betrachten sich heute zwei Drittel der Bewohner des Somali-Landes. Etwa 200 Jahre nach Darod's Ankunft erscheint an der Somali-Küste Ishaac ben Achmet aus Hamum in Hadramaut; er hatte nahe an der Küste Schiffbruch gelitten und sich nur mit einem Neger-Sklaven und einer Galla-Sklavin gerettet. Es existirte damals eine schon sehr alte Prophezeiung im Lande, dass ein Mann aus Arabien kommen und die verfehdeten Tir-Stämme wieder vereinigen und glücklich machen werde. Ishaac thut zahlreiche Wunder und bald dringt sein Ruf durch das ganze Land; er verheirathete sich mit 2 eingeborenen Mädchen. Seine Söhne sind Gerhagis, Ayub und Aul; von der geretteten Galla-Sklavin, die er zum Keksweibe genommen, stammen Musa, Sambur Ebran und Tol Djala. Eine Tochter Ishaac's ehelichte den Sklaven ihres Vaters und soll die Stammutter der Isa Somal sein. Ishaac liegt in Meth, dem Punkte der Küste, an dem er landete, begraben; am Platze seiner Grabstätte ist später ein kleines Gebethaus erbaut, das von seinen Nachkommen nur mit der grössten Ehrfurcht betreten wird. Nach seinem Tode entstanden blutige Kämpfe zwischen den Tir und den An-

¹⁾ Anm. Ebädir ist der Schutzpatron von Härär, wo sein Grab heute gezeigt wird; s. den Anhang über Härär.

hängern des Islam; bald jedoch gewann der letztere das Übergewicht, und die Heiden wurden nach Westen und Südwesten verdrängt, wo wir sie theilweis noch heute, in der Gegend von Härär, wiederfinden. Einige der Ungläubigen liessen sich jenseit des Wobi nieder, wo sie heute unter den Namen Hauya Rahn Ween, Gungun Daba, Degudi bekannt und als Verächter des Islam verhasst sind. Ein grosser Theil siedelte sich wohl östlich und westlich von Härär an; dort treffen wir unter den Gallas noch deutliche Erinnerungen an das Herki berri, und die betreffenden Galla-Stämme behaupten selbst, Abkömmlinge der Tir zu sein; namentlich ihre Verfassungsart, mit dem auf 5 Jahre gewählten „Bud“ an der Spitze, erinnert an das Herki berri. Dem Bud steht zur Seite die Gemeinschaft der Hundert, welche theils Räte des Fürsten bilden, theils mit Überwachung der anderen Angestellten betraut sind. Ihnen sind die Raba untergeben, ebenfalls 100 Mann, welche Steuern und Zölle erheben, mit Hülfe der Rurissa. Die letzteren, die direkt vom Volke gewählt sind, treten nach Ablauf von 5 Jahren in das Amt der Raba. Der Bud wird aus der Mitte seines Rathes gewählt; der abtretende Bud hat das Recht, einen derselben vorzuschlagen. Die Raba rücken dann in den Rath des Neugewählten ein. — Lange Zeit nachher strandeten drei schiffbrüchige Araber in Kerem und wurden von den Einwohnern dieses Ortes gastfreundlich aufgenommen; der älteste verheirathete sich dort, und seine Nachkommen, heute ca. 400 Seelen, haben den Markt von Ongor im Besitz. Die Nachkommen seiner Brüder, welche Töchter aus dem Darod'schen Geschlechte gefreit, leben heute theils mit den Worsengeli, theils mit den Ayal Yunis in Bulahar. Auch diese letzten drei Einwanderer, obwohl von geringstem Einfluss auf die Geschichte der Somalis, werden als Heilige verehrt.

Die Nolo-, Djarso- und Woro Humo-Gallas behaupten, aus der Gegend von Berbera und Bulahar und dem heute von den Habar Aul und Habar Gerhagis bewohnten Territorium zu stammen. Einzelne Familien wollen sogar noch genau den Grundbesitz kennen, den vor Jahrhunderten ihre Vorfahren dort besessen hatten.

Ausser den eigentlichen Somalis, die mit ihrer Arabischen Abstammung prahlen, und den Gallas leben noch drei andere Stämme von unbekannter Herkunft im Lande, die unter dem Namen Achdam zusammengefasst werden. Sie unterscheiden sich, wie schon oben erwähnt, von den herrschenden Somalis durch ganz andere Gesetze, andere Beschäftigung und mancherlei Verhältnisse des sozialen Lebens. Es sind die Tumulod, die Rami und die Yiber. Die Tumulod stammen höchst wahrscheinlich von den Tir, die den Islam angenommen haben, während die Rami und die an die Zigeuner erinnernden Yiber wahrscheinlich mit den

Arabern eingewandert sind. Alle drei leben zerstreut unter den Somalis, denen sie dienstbar und tributpflichtig sind.

Die Hauptstadt oder wenigstens der wichtigste Ort des Landes, Berbera, hat ihren Namen erst durch Arabische Kaufleute bekommen, die ihm den Namen der Küste beilegten; derselbe wird wohl am richtigsten von dem Arabischen „berbere“ abgeleitet, womit der Araber jede ihm fremdartig klingende Sprache bezeichnet. Berbera soll im Alterthume eine Inselstadt gewesen sein; noch heute kann man bei hoher Fluth sehen, wo der Durchbruch gewesen ist. Der Import von Berbera bestand in jenen alten Zeiten aus Silberblech, Eisen und Glas; exportirt wurden Zinn in schlechter Qualität, aber in grossen Mengen, Gummi, Schildpatt, Weihrauch, Elfenbein und Myrrhe.

Die Portugiesen fanden auf ihrer ersten Reise nach Abessinien unter Christophero da Gama (Sohn des Vasco da Gama) den Küstenstrich zwischen Tadschurra und dem Kap Guardafui als ein mächtiges Königreich, das sie Adal nannten, und das von mohamedanischen Fürsten regiert wurde, die als erklärte Feinde des Christenthums auftraten. Wie sich die Eingeborenen der Somali-Küste damals selbst nannten, darüber haben wir nur traditionelle Berichte der heutigen Bevölkerung. Aus diesen scheint hervorzugehen, dass der südöstliche Theil des Somali-Landes von 2 Hauptgabilas der Tir bewohnt war. Die einen, Adji, waren Mohamedaner und hatten sich durch Heirath mit dem Darod'schen Geschlechte vermischt, das seiner verhältnissmässig noch geringen Zahl wegen oft die Hülfe der Adji gegen einen gemeinschaftlichen Feind in Anspruch nehmen musste. Die heidnisch gebliebenen Udjiran, der zweite Stamm, wurden nach langem Widerstand von den Adji und den Darod aus dem Lande vertrieben und liessen sich theils diesseit, theils jenseit des Wobi nieder. Unter Udjiran begreift man heute alle die heidnischen Völker jener Länder.

Seit diesem Zeitraume legten sich die Bewohner dieses Küstenstriches den Namen „Adji“ bei, der sowohl für die Nachkommen des Darod, wie für diejenigen Ishaac's ben Achmet gilt.

Mit vollem Rechte darf man also an der rein Arabischen Herkunft der Somalis zweifeln. Die Annahme dagegen, dass das Somali-Volk aus Arabern, Tir und Gallas zusammengesetzt sei, dürfte wohl auch durch die grosse Verschiedenheit der Typen gerechtfertigt sein mehr noch weist darauf hin die Sprache, die viele Arabische und viele Galla-Wurzeln enthält. Der Name „Somali“ kann somit nicht sehr alt sein, wahrscheinlich ist er zuerst den Küstenbewohnern von Fremden gegeben. Einige führen ihn zurück auf „Somali“, d. i. „Geh', melke!"; andere behaupten, dass in früheren Zeiten die Bewohner der Somali-Küste, als Schmiede in der Fremde ihr Brod suchten; man nannte sie Tumul,

woraus dann das Wort Somal entstanden sein soll. Jedenfalls ist wohl der Name Somal von aussen eingeführt worden, und nachdem die Eingeborenen denselben selbst adoptirt

hatten, entstand zur Bezeichnung der plebejischen Achdam der Name Sap, d. i. in der Geezsprache das niedere Volk.

Anhang I.

Härär.

Die Hügelstadt Härär ist Dank ihrer günstigen geographischen Lage und Dank ihrer Befestigung die Handelsmetropole der Galla-Länder geworden. Ihre Einwohnerzahl soll sich auf 30.000 belaufen; gegen 20.000 Fremde, theils Somali, theils Gallas, hin und wieder auch Abessinier und Araber, sollen jährlich im Handelsinteresse die Stadt passieren. Die Häfen, mit denen Härär in Verbindung steht, sind Seila, Tadschurra, Bulahar und Berbera. Das kommerziell zu Härär gehörige Gebiet umfasst die Galla-Landschaften von Dscharso, Woro Humo, Babilli, Alo, Nola, Oberro, Eto, Annya und Arussi; die benachbarten Somalis (Gedebursi, Isa und die in der Nähe wohnenden Stämme der Habar Aul) bilden das Absatzgebiet für Getreide.

Die Ausfuhrartikel Härär's sind: 1. Kaffee, aus Härär, Eto und Alo; der Härär-Kaffee hat vor dem Abessinischen den Vorzug, dass er ganz rein und ohne Schalen in den Handel kommt; 2. Straussenfedern, kommen nicht oft auf den Markt; 3. Elfenbein, wird in grossen Mengen an den Markt gebracht, ist jedoch Monopol des Fürsten; 4. Gold, ebenfalls vom Emir monopolisirt; die Eingeborenen behaupten, dass jährlich 7—8 Eselslasten ausgeführt würden; 5. Woro, aus Härär; 6. Butter, Produkt der Nachbarstämme, grösstentheils in Härär selbst verbraucht; 7. Honig, ebenfalls in der Stadt consumirt; vielfach zur Bereitung von Honigwein verwendet; 8. Häute, schwerer und bedeutend grösser, wie diejenigen des Somali-Landes; 9. Durrah, bildet im Grosshandel die Bezahlung für Tücher, im Kleinhandel für Tabak, Salz und Pfeffer; 10. Weizen; 11. Baumwolle, wird überall angebaut, kommt jedoch nur zu grossen Tüchern mit feinen blauen und rothen Streifen verarbeitet zur Ausfuhr; 12. Gummi aus Woro Humo und Babilli, von sehr guter Qualität. Ausfuhrartikel sind ferner, wenn auch nur in verhältnissmässig geringen Mengen, alle Produkte der Landeskultur, wie Zwiebeln, Knoblauch, Tabak, rother Pfeffer, schwarzer und weisser Sesam, Leinsamen, Helf, Kümmel, Koriander, Anis, Cardamom, Senf, Ingwer, Bohnen, Erbsen, Zuckerrohr und alle möglichen Früchte. Ein eigenthümlicher Handelsartikel ist das Blatt der Kaffeepflanze, aus dem ein bitterer Thee, das Lieblingsgetränk der Eingeborenen, bereitet wird.

Die folgenden sind die wichtigsten Einfuhrartikel: 1. Kupfer in Stangen; 2. Zinn; 3. Glasperlen; 4. Kautabak; 5. Indische Manufacturen, namentlich Calicot und blaue Musline; 6. Seidenfaden; 7. Weihrauch. Daneben finden auch Eisenwaaren, Werkzeuge, Gewürze, feine Öle, sogar Quincaillerie-Artikel im Lande Absatz; sehr selten werden Reis und Datteln eingeführt. — Spirituosen sind beliebt; die Liqueurbrennerei ist in Härär bekannt, doch werden Bier und Honigwein mehr genossen. — Käufe und Verkäufe werden wie in

Berbera und in Arabien mit verdeckter Hand abgeschlossen. Die Marktgesetze zeigen grosse Abweichungen von den an den Küstenmärkten herrschenden. Die Eingeborenen haben keinerlei Protektionsrecht über den fremden Kaufmann; der einzige Abban ist vielmehr der Emir, welcher sich für jede zur Stadt kommende Eselslast eine Abgabe im Werthe von 2 Maria-Theresia-Thalern zahlen lässt. Dagegen gestattet er dem Fremden freie Ausübung des Handels. Cerealien müssen 12% Steuer zahlen, Kaffee 20%; Gold und Elfenbein sind, wie erwähnt, Monopole des Herrschers. — Fast das einzige kursirende Geld bildet eine vom jetzigen Sultan ausgegebene Münze mit unregelmässigem Gepräge, Mohallek genannt; 22 Mohallek bilden ein Andschrefi, 11 ein Daban; Andschrefi und Daban sind jedoch nur Rechnungswerthe. Daneben findet man nur noch ab und an Apdschrefi-Stücke aus der Zeit des Sultan Nur. 3 Andschrefi entsprechen einem Dollar.

Die Industrie von Härär liefert keine Ausfuhrwaaren, höchstens einige Tücher. Die einheimischen Gold- und Silberarbeiten sind viel feiner als die der Somalis, auch von ganz abweichendem Stile. Aus den Eisenerzen, die man in den Bergen von Härär gewinnt, werden ausser Waffen und Landwirthschafts-Instrumenten auch Pferdestangen, Steigbügel, Ketten, Messer, Beile &c. verfertigt. Die Holzarbeiten lassen sehr viel zu wünschen übrig, während die Lederarbeiter sehr gute Waaren liefern. — Die landwirthschaftlichen Verhältnisse ähneln denen des Somali-Landes. Da die Regenzeit für das Hochland der Galla und für Härär früher beginnt, als in Abessinien, so beginnen auch die Anpflanzungen hier früher; gegen Mitte, spätestens Ende März ist schon alles angepflanzt, während in Abessinien die Aussaat erst Mitte April ihren Anfang nimmt. Die Art des Ackerbaues ist die nämliche, wie dort; jedoch wird dabei viel mehr Sorgfalt und Eifer angewendet.

Der heutige Herrscher Härär's ist Emir Mohammad, ein Mann von grossem Geize und unerhörter Grausamkeit und Ungerechtigkeit, nach der übereinstimmenden Schilderung der Fremden und Einheimischen. Was ihn bis jetzt auf dem Thron gehalten hat, ist nur die Furcht seiner Unterthanen, bei seiner Entsetzung von den Gallas überschwemmt zu werden; zugleich lebt das Volk in der festen Hoffnung, bald von Ägypten annektirt zu werden und damit einen besseren Schutz gegen die Invasionen der Gallas zu erhalten, als ihn der Emir gewährt. Jetzt haben sie häufig durch die Einfälle der räuberischen Nachbarn zu leiden, die oft genug im Einverständniss mit dem Emir Statt finden. Der Emir kann ohne Zuziehung irgend eines Rathes Todesurtheile diktiren und vollziehen lassen. Seine Schutzmannschaft besteht aus 50 Mann, die mit Luntengewehren bewaffnet sind. Entsteht einmal ein kleiner Auf-

ruhr unter den geplagten Unterthanen, so setzt sich der Emir mit den benachbarten Galla-Stämmen in Verbindung, welche dann als Lohn für ihre Züchtigung der aufrührerischen Härärianer deren ganze Ernte zu erhalten pflegen! — Die Sprache des Hofes ist arabisch, das richtig und in sehr gutem Stile geschrieben wird; fast jeder versteht ausser der Härär-Sprache die der Gallas oder Somalis.

Über die ältere Geschichte Härär's ist nicht sehr viel zu sagen. Die ältesten Sagen führen uns hier in die Zeit des Noah zurück; als Gott das sündige Menschengeschlecht durch die Fluth zu vertilgen beschlossen hatte, befahl er dem einzigen tugendhaften Menschen, dem Ebadir, sich auf einen hohen Berg im Galla-Lande zu flüchten und dort zu weilen, bis das grosse Gericht über die Menschheit ergangen sei. Ebadir kam dem Befehle nach und wurde so sammt seiner Familie vor dem Untergange bewahrt. Er liess sich dann nachher dort nieder, wo jetzt Härär steht und lebte noch viele hundert Jahre; noch jetzt zeigt man dort sein Grab. Noch jetzt trägt die Landschaft seinen Namen: Bender el Ebadir. Die Nachkommen dieses Heiligen verbreiteten sich über das jetzt von den Gallas bewohnte Land. Erst viele Jahrhunderte später treten deutlichere geschichtliche Angaben auf. Die Wober, ein Volksstamm von unbekannter Herkunft, erscheinen im Lande; ihnen folgen in kurzen Zwischenräumen die Stämme der Irtib, Aueri, Gasa, Maya und die Arabischen Guruli als Besitzer des Landes. Der Einwanderung der letzteren ist der Name Härär zu verdanken, der jedoch nur für die Stadt galt, nicht auch für das mächtige, damals von hier aus beherrschte Reich; der Name wird nämlich auf einen in der Nähe laufenden Fluss

zurückgeführt, den die Guruli seines starken Gefalles wegen „Erer“, d. i. „schnell“, nannten. Unter der Herrschaft der Guruli wurde Härär zu einer festen Niederlassung; sie haben den regelmässigen Ausfuhrhandel mit Getreide eröffnet; ebenso wird erzählt, dass sie in der Anfertigung von Töpferwaaren sehr geschickt gewesen wären und mit denselben einen bedeutenden Handel nach den Küstenhäfen getrieben hätten. Dadurch wurde bei den Küstenbewohnern der Name Athari, d. i. Töpferwaare, für Härär gebräuchlich, der z. B. im Somali-Lande noch jetzt gäng und gäbe ist. Da die Guruli als fremde Eindringlinge bei ihren Unterthanen und Nachbarn nicht beliebt waren und in Kämpfen daher keinen Beistand fanden, so gelang es dem Imam Achmet, Könige von Adal, sich in Besitz des Landes zu setzen; das war etwa um 1500 n. Chr. Als Emir Nur, der Nachfolger des Imam Achmet, die Regierung antrat, fand er ein zwar kleines, aber wohlgeordnetes und reiches Land vor, das eine Dependenz des Königreichs Adal bildete. Emir Nur muss als der eigentliche Gründer der Stadt angesehen werden: er liess regelmässige Strassen anlegen und befestigte die Stadt mit einer Mauer, in welcher 4 des Nachts verschlossene Thore waren. Auf ihn folgte Emir Sabru, der aus Hedschas eingewandert war, und darauf Emir Ali, als dessen Nachkommen die heutigen Herrscher gelten. Unter der Herrschaft dieses letzteren Geschlechtes verlor das Land allmählich seinen bedeutenden Umfang, indem sich die unterworfenen Galla-Stämme nach und nach unabhängig machten. Jetzt beschränkt sich der faktische Besitz des Emir auf das, was innerhalb der Mauern liegt, d. h. die Stadt und den Markt.

Anhang II.

Witterungsverhältnisse von Berbera.

Monat.	Stunde.	Ort.	Therm.	Barom.	Observationen.
1873.			° C.		
Dez. 23.	a. 8	— Massaua - Hafen	—	30,15	bewölkt, später klar, starker Wind v. SO.
„ 24.	a. 10	— Ins. Sughur in Sicht	27	30,29	klar, aber stark. Wind
„ 24.	m. 12	— im Rothen Meere	—	30,24	„ „ „ „
„ 24.	p. 5	— „ Perim in Sicht	—	30,22	sehr heftiger Wind
„ 25.	a. 8, 40	Golf v. Aden	26,5	30,37	Wind hat nachgelassen
„ 25.	a. 11, 30	„ „ „	27	30,29	„ „ „
„ 25.	p. 1, 35	Hafen v. Berbera	—	30,26	„ „ „
„ 26.	a. 6, 25	„ „ „	23	30,36	„ „ „
„ 27.	a. 11	„ „ „	29	30,29	„ „ „
„ 28.	a. 7	„ „ „	27	30,29	bewölkt u. windstill
„ 28.	a. 11	„ „ „	29	30,26	„ „ „
„ 28.	p. 3	„ „ „	28	30,18	klar
„ 29.	a. 6	„ „ „	24	30,27	Horizont bewölkt
„ 29.	a. 7	— Dorf	—	30,27	„ „ „
„ 29.	a. 7, 15	Ruinen v. Wasserreservoir	—	30,24	„ „ „
„ 29.	a. 7, 30	Ebene	—	30,19	„ „ „
„ 29.	a. 7, 45	„	—	30,18	„ „ „
„ 29.	a. 8, 07	„	—	30,13	„ „ „
„ 29.	a. 8, 18	„	—	30,08	„ „ „
„ 29.	a. 8, 30	„	—	30,02	„ „ „
„ 29.	a. 8, 45	„	—	29,96	„ „ „
„ 29.	a. 9	„	—	29,85	„ „ „
„ 29.	a. 9, 10	„	—	29,77	„ „ „

Monat.	Stunde.	Ort.	Therm.	Barom.	Observationen.
1873.			° C.		
Dez. 29.	a. 9, 15	Anfang einer alten Wasserleitung	—	29,75	
„ 29.	a. 9, 25	Dobar	—	29,70	
„ 29.	m. 12	Berg von Dobar	—	29,54	
„ 29.	p. 1	— Thal	—	29,67	Dattelpäume
„ 29.	p. 1, 15	„	—	29,68	
„ 29.	p. 1, 30	Rückmarsch	—	29,72	
„ 29.	p. 1, 50	„	—	29,87	wie am Morgen
„ 29.	p. 2	„	—	29,90	
„ 29.	p. 2, 15	„	—	30,—	
„ 29.	p. 2, 40	„	—	30,10	
„ 29.	p. 3	— Dorf	—	30,24	
„ 30.	a. 7, 45	Schiff	27,5	30,34	klar, windstill
„ 31.	a. 8	„	25—	30,40	
1874.					
Jan. 5.	a. 6	— Berbera	25—	30,32	klar
„ 5.	p. 5, 45	„	26,5	30,30	Gebirge bewölkt
„ 6.	a. 6, 40	„	26—	30,40	Regen
„ 7.	a. 6, 40	„	25—	30,40	vergang. Nacht Regen
„ 7.	a. 11, 15	„	26,5	30,38	klar
„ 7.	p. 6	„	26—	30,37	unbewölkt
„ 8.	a. 6, 30	„	24—	30,45	„
„ 8.	p. 12, 30	Enterat	26,5	30,39	windig
„ 8.	p. 5, 30	„	25,5	30,29	ruhig und klar

Monat.	Stunde.	Ort.	Therm.	Barom.	Observationen.	Monat.	Stunde.	Ort.	Therm.	Barom.	Observationen.
1874.			° C.			1874.			° C.		
Jan. 9. a. 6, 30		Enterat	25,5	30,36	bewölkt	Jan. 31. p. 1 —		Berbera	27,9	30,21	Nebel
" 9. a. 9, 15		"	—	30,35	stark bewölkt	" 31. p. 5, 25		"	25,8	30,25	windstill
" 9. p. 3, 15		"	27—	30,28	" "	Febr. 1. a. 6 —		"	25,4	30,27	" "
" 9. p. 5, 30		Berbera	25—	30,32	wird klar	" 1. m. 12 —		"	28,2	30,29	neblig
" 10. a. 6 —		"	24,5	30,30	Regen	" 1. p. 5, 20		"	26—	30,25	Ostwind, bew. Himmel
" 10. a. 9 —		"	25,5	30,35	bewölkt, Westwind	" 2. a. 6, 15		"	25,7	30,35	feucht
" 10. p. 5, 30		"	25—	30,22	" "	" 2. p. 12, 40		"	28,8	30,34	klar u. windstill
" 11. a. 6 —		"	24—	30,30	" "	" 2. p. 5, 45		"	26,2	30,31	" "
" 11. p. 12, 30		"	28—	30,20	" "	" 3. a. 6, 20		"	25—	30,38	sehr feucht
" 11. p. 4, 25		"	26—	30,20	" "	" 3. a. 11, 35		"	28,2	30,37	Ostwind
" 12. a. 6 —		"	25—	30,32	windstill	" 3. p. 5, 35		"	26—	30,30	klar
" 12. p. 12, 50		"	28—	30,22	" "	" 4. a. 6 —		"	26—	30,36	windst., stark bewölkt
" 12. p. 6 —		"	25,5	30,23	" "	" 4. m. 12 —		"	28—	30,33	klar
" 13. a. 6, 30		"	25—	30,36	" "	" 4. p. 6, 15		"	26—	30,30	windig
" 13. p. 5, 40		"	25,5	30,33	feucht	" 5. m. 12 —		"	28—	30,30	" "
" 14. a. 6, 30		"	23—	30,40	" "	" 5. p. 5, 50		"	26—	30,30	" "
" 14. m. 12 —		"	27—	30,30	" "	" 6. a. 6, 15		"	24,8	30,36	sehr feucht
" 14. p. 5, 30		"	25—	30,34	sehr neblig	" 6. p. 12, 30		"	27,6	30,32	" "
" 15. a. 6 —		"	22,5	30,39	" "	" 6. p. 6 —		"	26—	30,31	" "
" 15. p. 1 —		"	28—	30,35	" "	" 7. a. 7 —		"	25,9	30,38	bewölkt u. windstill
" 15. p. 5, 30		"	25—	30,35	" "	" 7. p. 1, 30		"	27,7	30,30	" "
" 16. a. 6 —		"	22,5	30,33	" "	" 7. p. 6 —		"	25,8	30,32	" "
" 16. p. 12, 10		"	27—	30,32	" "	" 8. a. 5, 40		"	25—	30,37	stark bewölkt, windst.
" 16. p. 5, 20		"	25,5	30,27	Gebirgestark bewölkt	" 8. p. 12, 45		"	28—	30,34	" "
" 17. a. 6 —		"	24—	30,34	windstill	" 8. p. 5, 40		"	26,2	30,33	" "
" 17. m. 12 —		"	27—	30,25	etwas Wind	" 9. a. 6 —		"	27—	30,45	Regen, windstill
" 17. p. 5, 30		"	25,5	30,26	gegen W. bewölkt	" 9. p. 12, 30		"	27—	—	starker Ostwind
" 18. a. 6, 10		"	24—	30,36	stark bewölkt, windst.	" 9. p. 5, 50		"	25,8	30,40	leichter Ostwind
" 18. m. 12 —		"	28—	30,37	geg. O. u. S. stark bew.	" 10. a. 6 —		"	24—	30,44	" "
" 18. p. 6 —		"	26—	30,32	stark bewölkt	" 10. p. 12, 30		"	27,6	30,39	klar
" 19. a. 6, 30		"	24—	30,40	starker Regen seit 5 St.	" 10. p. 6 —		"	26—	30,35	" "
" 19. m. 12 —		"	26—	30,37	immer Regen, windst.	" 11. a. 5, 35		"	24—	30,35	" "
" 19. p. 6 —		"	25—	30,34	Regen schwächer	" 11. p. 12, 10		"	27—	30,36	" "
" 20. a. 6 —		"	23,6	30,40	über Nacht starker R.	" 11. p. 5, 50		"	26,5	30,37	windstill
" 20. p. 12, 10		"	27—	30,38	immer noch bewölkt	" 12. a. 6, 40		"	23—	30,44	" "
" 20. p. 6, 40		"	25,7	30,38	" "	" 12. p. 12, 10		"	27—	30,42	Westwind
" 21. a. 6 —		"	22,5	30,45	klar, Windwechsel	" 12. p. 6 —		"	26—	30,40	" "
" 21. p. 12, 35		"	27—	30,36	starker Wind	" 13. a. 6 —		"	22,3	30,41	" "
" 21. p. 5, 25		"	25—	30,38	" " bewölkt	" 13. m. 12 —		"	26,3	30,40	" "
" 22. a. 5, 30		"	21,7	30,45	windstill	" 13. p. 6 —		"	25,7	30,37	" "
" 22. a. 11, 55		"	27—	30,42	windig	" 14. a. 6, 10		"	23—	30,40	" "
" 22. p. 5, 20		"	24,6	30,40	neblig	" 14. p. 5, 50		"	25,5	30,35	" "
" 23. a. 5, 30		"	22—	30,40	ganz klar	" 15. a. 5, 50		"	21,5	30,40	" "
" 23. m. 12 —		"	27—	30,38	klar	" 15. p. 5, 50		"	25,3	30,36	" "
" 23. p. 5, 30		"	24,5	30,34	" "	" 16. a. 5, 50		"	23—	30,39	" "
" 24. a. 6 —		"	24—	30,35	bewölkt, windstill	" 16. p. 12, 10		"	27—	30,41	" "
" 24. m. 12 —		"	27—	30,30	windig	" 16. p. 5, 50		"	25,2	30,40	" "
" 24. p. 5, 35		"	24,5	30,25	" "	" 17. a. 6, 15		"	22—	30,50	" "
" 25. a. 6 —		"	23—	30,30	feucht	" 17. p. 12, 30		"	27—	30,42	immer klar
" 25. a. 11, 30		"	26,8	30,27	Windwechsel	" 17. p. 6 —		"	25,5	30,43	" "
" 25. p. 5, 25		"	25,8	30,26	überzogener Himmel	" 18. a. 5, 40		"	21,5	30,49	" "
" 26. a. 6 —		"	23,5	30,30	" "	" 18. p. 5, 50		"	25—	30,41	" "
" 26. p. 12, 30		"	28—	30,28	windstill	" 19. a. 6 —		"	20,7	30,46	" "
" 26. p. 6, 15		"	26—	30,27	" "	" 20. p. 1 —		"	28—	30,36	" "
" 27. a. 5, 40		"	25—	30,34	Regen	" 21. a. 6, 25		"	24—	30,40	" "
" 27. m. 12 —		"	28—	30,25	hat etwas nachgelassen	" 21. p. 6 —		"	25,2	30,34	starker Ostwind
" 27. p. 6 —		"	26—	30,25	bewölkt	" 22. m. 12 —		"	27—	30,37	" "
" 28. a. 6, 20		"	25—	30,31	Regen	" 22. p. 6 —		"	25—	30,35	" "
" 28. m. 12 —		"	28,8	30,32	windig	" 23. p. 6 —		"	24,5	30,35	" "
" 28. p. 5, 35		"	26,2	30,22	bewölkt	" 24. p. 6 —		"	24,2	30,34	" "
" 29. a. 6 —		"	26,3	30,25	windstill	" 25. p. 6 —		"	25,1	30,30	" "
" 29. p. 1 —		"	28—	30,20	" "	" 26. p. 6 —		"	25,5	30,24	" "
" 29. p. 5, 25		"	26,3	30,23	" "	" 27. p. 6 —		"	26—	30,15	starker Wind
" 30. a. 6 —		"	26,2	30,30	windstill	" 28. p. 6 —		"	27—	30,15	bewölkt, windstill
" 30. m. 12 —		"	28,8	30,26	" "	März 1. p. 6 —		"	27—	30,15	" "
" 30. p. 5, 40		"	26,5	30,25	neblig	" 2. p. 6 —		"	28—	30,15	Regen.
" 31. a. 5, 20		"	24—	30,31	starker Thau						

Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei in Gotha

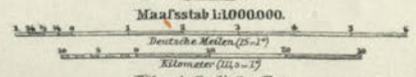
44

Östliche Länge von Greenwich 45



ORIGINALKARTE
 VON
G.A. HAGENMACHER'S REISE
 IM
SOMALI-LANDE

März & April 1874.
 Von A. Petermann.



- Höhen in Englischen Fuss
- Hagenmacher's Route
- Cruttenden, 1847
- Burton, 1854
- Keuglin, 1857

Br. = Brunnen, Quelle, Wadi (W) und Chor (Ch). - Flussbett, Ras-Cap
 Ser. = Seriba (verschanzte Niederlassung), Ru. = Ruinen, Lagerplatz.

44

45

KSIĘGARNIA

ANTYKWARIAT



No 283060

